Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

50



Jahrgang 1926
Band 8

Unsere drei Preisrätsel

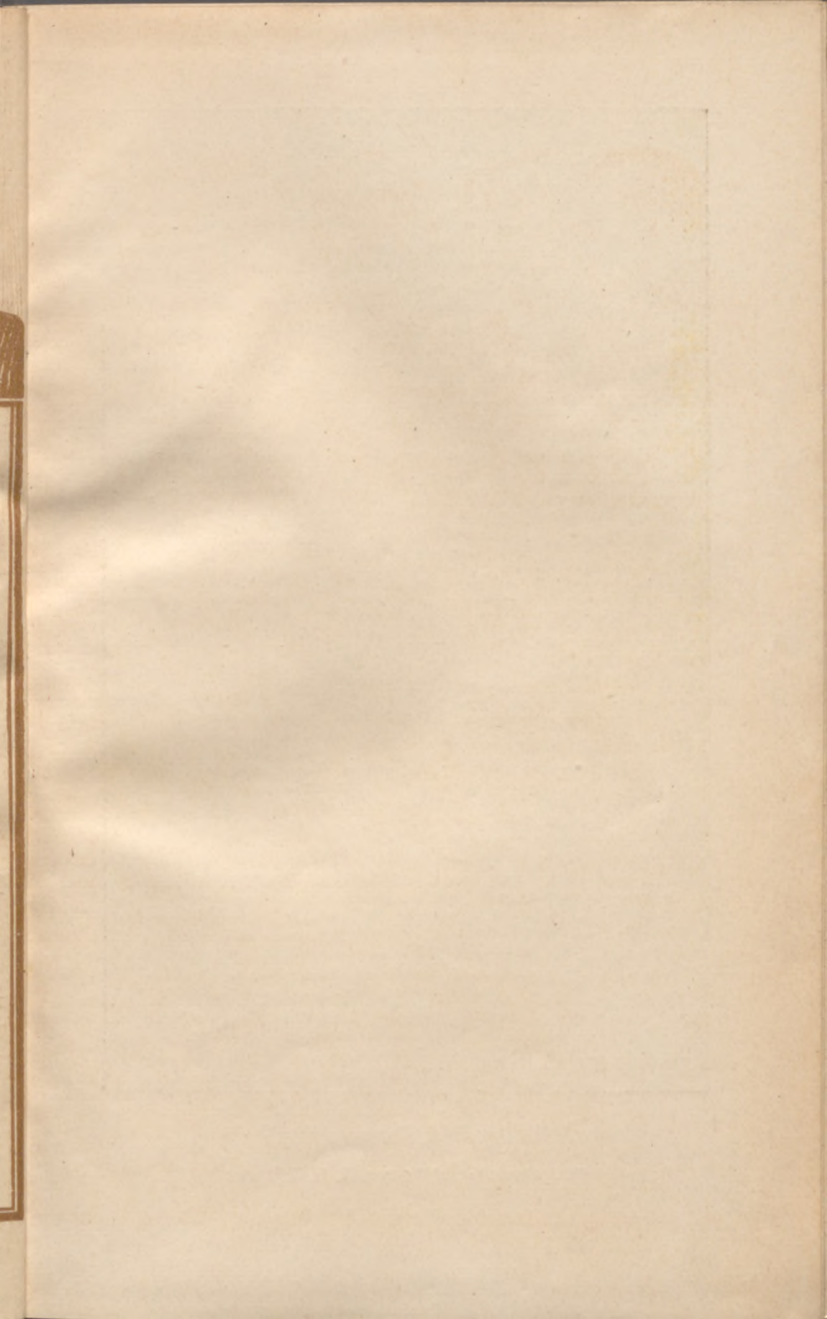
befinden sich in Band 2 Seite 185, Band 5 nach Seite 208 und Band 7 nach Seite 208. Der Schlußtermin für die Einsendung der Preisrätsellösungen ist der

1. Juli 1926

Später eingehende Lösungen können nicht berücksichtigt werden

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

(Schriftleitung der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens)





Was soll ich ihm schreiben?

Nach einem Gemälde von A. H. Schramm.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von
hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

8. Band / Jahrgang 1926



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien



Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Rätsel

Vier Kunstblätter

Die Juwelen der Braganzoffs

Erzählung von Werner Granville Schmidt

Der Passagierdampfer „Orange-Nassau", ein Zwölftausendtonnenschiff des „Rotterdamschen Lloyd", lag abfahrtbereit zur Ausreise nach Neuyork. An Bord sah man überall das lebhafte Treiben, das der Abfertigung eines Ozeanschiffes voraufgeht. Neben der Laufbrücke, die den Verkehr zwischen Pier und Schiff vermittelte, konzertierte die Kapelle zur Begrüßung der nach und nach eintreffenden Reisenden.

Geführt vom Kapitän unternahmen die Vertreter der Reederei den letzten Inspektionsgang durch sämtliche Räume des stattlichen Dampfers. Besonders beachtete man die Erzeugnisse des Oberkochs, die, einem alten Brauch folgend, im Speisesaal der ersten Klasse zur Schau gestellt waren. Da gab es künstlerisch verzierte gekochte Schinken, die, von der Schwarte entblößt, auf der rosig weißen Fettschicht Landschaftsbilder und Seestücke zeigten, die in mühseliger Arbeit aus feingeschnittenen Trüffelfäden hergestellt waren. Einladend garnierte Salate wechselten mit lockenden kalten Gerichten; Puddinge und Eisspeisen in mannigfaltigen Formen und Farben erfreuten das Auge des Genießers. Das Prunkstück war ein ganz aus einem Eisblock herausgehauener Schwan mit ausgebreiteten Flügeln. Von den Fähigkeiten des Oberkonditors zeugte das aus Zuckerguß und Marzipan gefügte, zwei Meter lange, naturgetreue Modell der „Orange-Nassau", das auf einem Seitentische aufgestellt war.

Die Herren äußerten ihre Zufriedenheit, wofür Ka-

pitän Vanderlip mit einer leichten Verbeugung dankte. Diese Schaustellung, die sich bei Antritt jeder Reise wiederholte, langweilte ihn, und nur das Gebot der Höflichkeit veranlaßte ihn, die Herren nicht allein im Schiff umhergehen zu lassen.

Auch in den unteren Räumen des Dampfers regten sich überall fleißige Hände. Die Schlächter schleppten halbe Schweine und zahllose Ochsenviertel in die Gefrierräume; der Proviantmeister mit seinen Gehilfen bemühte sich, etwas Ordnung in die Masse von Säcken, Kisten und Ballen zu bringen. Schon stapelten sich die Waren — Mehl, Zucker, Hülsenfrüchte, Kaffee, Tee, Konserven und sonstige Kolonialwaren — fast bis unter die Decke der niedrigen Räume, und immer noch rollten Arbeiter auf kleinen Kippkarren neue Waren heran. Ganz unten aber, nur durch Doppelböden von den Fluten getrennt, in der Hölle von Dunst und Hitze, werkten die Schmierer, Öler, Heizer und Kohlentrimmer.

An Deck ging es überaus lebhaft zu.

Bei der ersten Vorluke war der Vertreter des Oberstewards mit der Übernahme der Wäschesäcke beschäftigt. In zwei Lastautos schaffte man von den Landwäschereien über hundert Säcke mit blendendweißer Tisch- und Bettwäsche heran.

Die Zeit drängte, und alles ging rasch vor sich. Autolenker und Begleitleute warfen jeweils zehn bis zwölf Säcke in ein großes Netz, das ausgebreitet am Boden lag; ein Ruf nach Deck hinauf, und kreischend setzte sich die Windemaschine in Bewegung. Über die Taljen des Ladebaumes rasselte eine lange Kette herab; das Netz wurde am Kettenhaken befestigt — ein schriller Signalpfiff — und rasend schnell wurde die Last an Deck gehievt. Knarrend drehte sich der schwere Ladebaum, bis das Netz

über der Vorluke hing; schnell notierte der Steward die Zahl der Säcke, dann sauste die Ladung dreißig Fuß tief in den Schiffsraum, wo sie die Stewardsgehilfen in Empfang nahmen.

Das letzte Auto war noch nicht ganz entladen, da langten Gepäck- und Federwagen mit den Koffern der Passagiere an.

Wieder ward das Netz herabgelassen, und der Gepäckmeister mußte genau aufpassen, um die schweren Gepäckstücke übersichtlich zu verstauen. Die Koffer der Reisenden, die schon in Cherbourg und Southampton den Dampfer verlassen wollten, mußten zu oberst gestapelt werden.

Inzwischen hatte sich im Salon der zweiten Klasse der Zahlmeister mit seinen Assistenten niedergelassen, um die Fahrtausweise der Passagiere zu prüfen. Der Salonsteward stellte Tischkarten für die einzelnen Reisenden aus, die ihnen während der Überfahrt Anspruch auf einen bestimmten Platz an der gemeinsamen Speisetafel sicherten.

Trompetensignale erschollen nun durch das ganze Schiff — ein Mahnzeichen für die Besucher, den Dampfer innerhalb der nächsten Viertelstunde zu verlassen, da dann die Laufbrücke eingezogen wurde.

Man sagte sich Lebewohl, und über die ganze Breite der Laufbrücke drängte der Strom der Besucher zum Pier hinunter. Unten sammelten sie sich hart an der Rampe, um die Abfahrt aus nächster Nähe beobachten zu können.

Auf der Back und Poop versammelten sich die Matrosen unter Führung der Schiffsoffiziere. Ihre Aufgabe war es, im Augenblick der Abfahrt die schweren Stahl- und Manilatrossen loszuwerfen und damit die letzte Verbindung zwischen Schiff und Land aufzuheben.

Nun hatten die letzten Besucher den Dampfer verlassen.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter der wartenden Menge.

Das Panzerauto einer Großbank fuhr vor und hielt am Eingang zur Laufbrücke. Vier Bankbeamte und vier Detektive stiegen aus dem Gefährt.

Unter Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln — die Zuschauer bemerkten, daß die Bankbeamten Revolver im Gürtel trugen — entnahm man dem Auto schwere Kasten, die fünf Millionen Gulden in Gold und Papier bargen. Das Geld war für eine Großbank in Neuyork bestimmt.

Kapitän Vanderlip und der Zahlmeister empfingen die Beamten an Deck und sorgten für die sichere Unterbringung der wertvollen Ladung. Da die Zahlmeisterei zu klein war, um die Geldkisten aufzunehmen, und außerdem nicht genügenden Schutz gewährte — nur der kleine Tresor war feuer- und diebessicher —, wählte man einen anderen Aufbewahrungsort, der sich in einem Schiffsteil befand, wohin die Passagiere selten oder nie kamen.

Durch das ganze Mittelschiff zog sich tief unten ein schmaler Gang, an Bord allgemein der „schwarze Weg" genannt, weil von ihm Gänge zu den Maschinenräumen und Bunkern abzweigten. Hier befanden sich Provianträume und einige leere Gelasse, die mit verschließbaren Eisentüren versehen waren. In einer dieser eisernen Kammern ließ Kapitän Vanderlip die Kisten aufstapeln. Die Tür hatte in der Mitte ein handtellergroßes, vergittertes Bullauge, und da das elektrische Licht ständig eingeschaltet blieb, konnte jeder Vorübergehende das Innere des Raumes übersehen.

Obwohl auf diese Weise Sicherheit verbürgt und Kontrolle möglich war, machte dennoch einer der Detektive

die Reise mit; nach menschlichem Ermessen schien die Beraubung dieses Raumes unmöglich.

Nachdem die Kisten eingestellt waren und Kapitän Vanderlip den Sicherheitsschlüssel an sich genommen hatte, entfernten sich die Beauftragten der Bank mit Ausnahme des einen Detektivs, der eine Kammer in der zunächst gelegenen dritten Klasse bezog.

Da sich am Tage niemand unbemerkt an der Tür zu schaffen machen konnte, fiel dem Detektiv nur die Aufgabe zu, während der Nacht zu wachen.

Kaum hatte sich das Panzerauto wieder entfernt, da wurde die Laufbrücke eingezogen.

Dröhnend heulte in kurzer Aufeinanderfolge die Sirene, den vorüberfahrenden Schiffen eine Warnung, dem Dampfer den Weg frei zu machen. Schrille Kommandopfiffe ertönten; die Vertäutrossen wurden losgeworfen, und von kräftigen Schleppern betreut glitt die „Orange-Nassau" in den offenen Strom hinaus.

Kapitän Vanderlip saß in seiner Kammer und schrieb noch ein paar eilige Abschiedszeilen an seine in Dortrecht wohnende Frau. Die Karte wollte er dem Lotsen, der in Hoek van Holland den Dampfer verließ, mitgeben.

Als er seinen Namen unter die Karte gesetzt hatte und die Feder weglegen wollte, zögerte er und schrieb dann noch an den unteren Rand: „Sollen fünf Millionen Gulden mit nach Neuyork nehmen. Bin gar nicht erbaut davon."

Wenn Vanderlip dies behauptete, so bekannte er damit die Wahrheit.

Er war ein Mann der alten Seglerschule, und alles, was über das Altgewohnte hinausging, war ihm zuwider.

Mit sechzig Jahren wird man schließlich auch bequemer, und es war seiner Meinung nach schon genug, daß er die Verantwortung über fünfhundertundachtzig Menschenleben zu tragen hatte. Die Ehre, ihn mit dieser Extramission zu betrauen, hätte er gerne einem jüngeren Kollegen gegönnt.

Mißgestimmt zog er den weißen Kinnbart durch die Finger.

Da klopfte es an seiner Kammertür.

Vanderlips buschige Brauen zogen sich verdrießlich zusammen. Das war sicher wieder der Steward, trotzdem er ihm befohlen hatte, ihn während der nächsten Stunde ungestört zu lassen. Als er fast unhöflich kurz „Herein" rief, trat ein hochgewachsener Herr im Gesellschaftsanzug ins Gemach. In der Rechten trug er einen braunledernen Handkoffer, den er sorgfältig neben der Tür abstellte.

Vanderlip sah in ein hageres, blasses Gesicht, dem das eingeklemmte Einglas etwas Aristokratisches verlieh. Der Kapitän dachte, das müsse ein Passagier der ersten Klasse sein, der mit irgend einem Anliegen zu ihm käme. Mit dem gewohnten dienstwilligen Lächeln erhob er sich aus seinem Drehsessel.

Der Fremde blieb einen Augenblick lauschend an der Tür stehen, wie um sich zu überzeugen, daß ihm niemand gefolgt war; dann erst zog er ein Täschchen aus seinem Smoking und überreichte dem Kapitän mit leichter Verbeugung eine Besuchskarte.

„Prinz Boris Braganzoff" las Vanderlip.

Er hatte nicht gerne etwas mit so hochgeborenen Herren zu tun, denn man wußte nie, wie man es ihnen recht machen sollte; außerdem fühlte er sich befangen im Verkehr mit Menschen, die ihn gesellschaftlich oder geistig

überragten. Er war ein tüchtiger Navigateur, ein Seemann, der seine Leute zu behandeln verstand, aber zum Verkehr mit Standespersonen fehlte es ihm an Erfahrung.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Durchlaucht?“ forschte er halblaut, unsicher, ob das die richtige Anredeform war.

Der Prinz Braganzoff ließ sich auf das lederne Schlafsofa nieder und forderte Vanderlip durch eine Handbewegung auf, ebenfalls Platz zu nehmen.

Nach kurzem Schweigen begann er leise zu sprechen, mit einer Stimme, der man innere Erregung anhörte: „Herr Kapitän, ich komme in einer besonderen Angelegenheit zu Ihnen. Ehe ich mich Ihnen anvertraue, darf ich wohl der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie über das, was ich Ihnen zu sagen gedenke, vollstes Stillschweigen bewahren werden?“

Vanderlip neigte zustimmend den Kopf. Er war doch etwas neugierig, was er nun erfahren sollte.

Der Prinz blickte sich noch einmal in dem behaglich ausgestatteten Raum um; dann, als er sich überzeugt hatte, daß sie unbelauscht waren, sprach er leise weiter: „Ich bitte um Ihre Hilfe in einer Angelegenheit, die nicht nur mich persönlich, sondern unser ganzes Geschlecht betrifft. In jenem Koffer“ — er machte eine Handbewegung nach der Tür — „befindet sich der Schmuck der Familie Braganzoff im Werte von einigen Millionen Rubeln; darunter eine goldene Kette, die Peter der Große einem meiner Vorfahren verlieh, und ein Diadem, das wir von der Zariza Katharina erhielten. Sie haben gewiß gehört, daß die Sowjetregierung allen Schmuck, der sich noch in Händen des alten Adels befindet, beschlagnahmen läßt. Es war mir gelungen, den Familien-

schmuck der Braganzoffs nach Holland in Sicherheit zu bringen. Jetzt aber habe ich erfahren, daß mir Sowjetkommissare auf den Fersen sind, um mir mein Eigentum abzujagen. Ich will meine Juwelen nach Amerika in Sicherheit bringen; aber wer bürgt mir dafür, daß die Abgesandten der russischen Regierung nicht schon an Bord weilen? — Gewiß werden sie mit allen Mitteln versuchen, mir die Juwelen abzunehmen, und Sie werden begreifen, daß ich den Koffer in meiner Kammer nicht genügend sicher halte. Bitte, wollen Sie mir den Gefallen erweisen und den Koffer bei den Geldkisten aufbewahren, die Sie, wie ich gehört habe, für eine Bank mit nach Neuyork befördern. Ich weiß ihn dann wenigstens vor den Krallen der Sowjetkommissare gesichert, und in Amerika habe ich Bekannte, die mir beim Fortschaffen der Juwelen behilflich sind. — Darf ich auf Ihre Hilfe rechnen?"

Vanderlip rückte unbehaglich auf seinem Sessel hin und her.

Diese Herrschaften kamen mit den verzwicktesten Anliegen. Ging man nicht darauf ein, waren sie beleidigt und beschwerten sich womöglich bei der Reederei; so bekam man obendrein noch Scherereien.

Zögernd antwortete er: „Ich weiß nicht, ob ich mich nicht Verdrießlichkeiten aussetze, wenn ich Privatsachen zu den Geldkisten stelle."

Prinz Braganzoff hob abwehrend die Hand. „Aber mein lieber Herr Kapitän, wer sollte daran Anstoß nehmen? — Sie stellen den Koffer in den Raum, und in Neuyork geben Sie ihn mir wieder. — Ich habe ja keine ruhige Stunde an Bord, solange die Juwelen in meiner Kammer sind. Sie gehen sicher kein Risiko ein; mich aber verpflichten Sie zu tiefem Dank."

Fürst Braganzoff zog seine Brieftasche und entnahm ihr mehrere Hundertguldennoten. Lächelnd sagte er: „Wie Sie sehen, will ich mich keinesfalls um die Aufbewahrungsgebühren drücken, die der Zahlmeister erheben müßte. Ich möchte die Juwelen an einem Ort aufbewahrt wissen, wo sie Tag und Nacht unter Aufsicht stehen."

Damit legte er die Banknoten auf den Tisch.

„Nehmen Sie das, Herr Kapitän. Es ist ein Zeichen meines Dankes, falls Sie meinen Wunsch erfüllen."

Vanderlip streifte die Banknoten mit einem flüchtigen Blick.

Die Zeiten waren schlecht; bei der Passagierfahrt verdiente man nicht mehr so viel wie vor dem Weltkrieg.

„Es ist gut, Durchlaucht — lassen Sie den Koffer hier. Ich werde ihn nachher wegschließen." Er erhob sich, denn die Pflicht rief ihn auf die Brücke.

Aber der Prinz schien ihn nicht verstehen zu wollen. Er erhob sich gleichfalls und nahm den Koffer an sich.

„Bitte, wir wollen sofort gehen, Herr Kapitän!" sprach er liebenswürdig, aber doch bestimmt. „Sie werden es nicht übel deuten, wenn ich die Juwelen nicht gern aus der Hand gebe und mich persönlich überzeugen möchte, daß sie sicher aufgehoben sind."

Vanderlip runzelte die Stirn. Es war ihm nicht lieb, daß dieser Fremde den Aufbewahrungsort der Geldkisten zu sehen bekam. Aber schließlich — was war Schlimmes dabei? — Er konnte ebensowenig an die Kisten gelangen wie jeder andere. Hatte er Geld angenommen, so konnte er sich jetzt nicht wieder zurückziehen, ohne den Prinzen zu beleidigen. Entschlossen sagte er: „Folgen Sie mir bitte!" ging dem Fremden voran übers Bootsdeck zum Niedergang in das Schiffsinnere. Bald links, bald rechts; dann wieder enge

Treppen hinunter ging der Weg, bis sie bei den Proviant-abteilungen und den Kühlräumen anlangten.

Prinz Braganzoff sah sich während des Gehens wiederholt um; aber bald mußte er seine ganze Aufmerksamkeit dem Weg zuwenden, denn auf diesen engen, halbdunklen Gängen mit den hier und da hervorragenden Eisenschwellen und schlüpfrigen Treppen, konnte ein Neuling leicht straucheln. Endlich blieb Vanderlip vor einer schmalen Eisentür stehen und zog den Sicherheitsschlüssel aus der Tasche.

Wiederholt gingen Leute der Besatzung vorüber, die in den unteren Räumen zu tun hatten und den Fremden, der da in Begleitung des Kapitäns stand, neugierig musterten.

Vanderlip öffnete und sagte: „Wollen Sie bitte den Koffer hineinstellen!"

Prinz Braganzoff trat über die hohe Schwelle, setzte den Koffer neben der Tür nieder und verließ sofort wieder den Raum.

Nachdem Vanderlip abgeschlossen hatte, gingen sie beide zurück.

Als sie oben auf dem Bootsdeck anlangten, atmete der Prinz erleichtert auf. „Danke, Herr Kapitän! Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen, seit ich den Koffer in Sicherheit weiß. Ich werde Ihnen diesen Dienst nicht vergessen. — Wir sehen uns wohl bei der Abendtafel wieder?"

Mit einer Verbeugung trennten sie sich. Prinz Braganzoff bummelte übers Bootsdeck; Vanderlip ging in das Kartenhaus.

Die „Orange-Nassau" hatte den Hafen von Cherbourg verlassen.

Im Dämmergrau des hereinbrechenden Abends verschwammen die düsteren Forts dieser gewaltigen Seefestung.

Eine feine Rauchwolke verkündete noch den Weg des Tenders, der die für Cherbourg bestimmten Passagiere an Land führte; denn die ausländischen Passagierdampfer mußten draußen auf der Reede ankern.

Bei steifer Nordwestbrise lief eine ziemlich grobe See, in der das Schiff leicht zu schlingern begann.

Die Passagiere hielten sich in den Innenräumen auf; nur einige Herren blieben mit emporgeschlagenem Rockkragen an Deck. Aber auch sie zogen sich zurück, als der letzte Küstenstreifen verschwand und ein leichter Regen begann.

Kapitän Vanderlip stand im Kartenhaus und blickte seinem Ersten Offizier über die Schulter, der gerade mit einem Zirkel den Kurs auf der Karte absetzte.

„Es klart auf, und der Regen schlichtet die See," sagte er befriedigt.

Der „Erste" nickte, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

In diesem Augenblick wurde die Tür hastig aufgerissen, und der Zweite Funker stolperte über die Schwelle. Er war aschgrau im Gesicht und winkte dem Kapitän mit den Augen, ihm in eine Ecke zu folgen.

Als sie weit genug weg waren und nicht gehört werden konnten, flüsterte er leise: „Herr Kapitän, eben ist ein Funkspruch von der Reederei eingelaufen. Internationale Verbrecher sollen sich an Bord befinden, die versuchen wollen, die Bankgelder zu rauben. Zu diesem Zweck hätten sie eine Höllenmaschine an Bord eingeschmuggelt, die heute nacht punkt zwölf Uhr explodieren soll. Weiteres ist noch nicht bekannt."

In Kapitän Vanderlips Gesicht zuckte kein Muskel.

Er sah nach der Uhr und entgegnete ruhig: „Es ist jetzt zwei Minuten vor elf. Es bleibt uns noch eine Stunde Zeit, nach der Höllenmaschine zu suchen. Die Reederei verdankt diese Meldung offenbar einer anonymen Zuschrift. Es ist möglich, daß es sich um eine irreführende Nachricht handelt. — Aber wir dürfen nicht untätig bleiben. Holen Sie mir bitte den Detektiv herauf — er wird jetzt unten im Betriebsgang bei der Geldkammer zu finden sein."

Als der Funker gegangen war, teilte Vanderlip dem Ersten Offizier die Unheilsbotschaft mit.

„Um's Himmels willen, was sollen wir tun? — Wir müssen die Passagiere warnen. Oder fahren wir nach Cherbourg zurück?"

Vanderlip hob abwehrend die Hand.

„Nein, Herr ten Straaten. Alles kommt jetzt darauf an, eine Panik unter den Passagieren zu vermeiden. Es ist gut, daß heute der Bordball stattfindet. Die meisten Passagiere werden um die kritische Zeit noch wach und angekleidet sein. Das wird etwaige Rettungsaktionen wesentlich erleichtern. Rufen Sie die wachfreie Mannschaft an Deck. Wir wollen unauffällig sämtliche Boote ausschwingen lassen und dann gleichzeitig das ganze Schiff durchsuchen."

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Barend Nihuis, der Detektiv, trat ein. Der Funker hatte ihn unterwegs schon über die Funkmeldung unterrichtet.

Vanderlip ging gleich auf den Kern der Sache. „Herr Nihuis, Sie werden uns bei der Suche nach der Höllenmaschine mit Ihrer Erfahrung behilflich sein. Vielleicht übernehmen Sie die Durchsuchung der Heiz- und Bunkerräume. Soweit mir in Erinnerung ist, werden Höllenmaschinen meist dort versteckt."

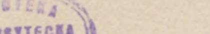
Barend Nihuis zog die Brauen nachdenklich zusammen. „Ich glaube kaum, Herr Kapitän, daß wir im Bunker Erfolg haben werden. Wenn ein Schiff wegsacken soll, um eine hohe Versicherungssumme einzubringen, sind die Bunker der geeignete Platz für eine Höllenmaschine, denn bei ihrer Explosion kann sie den Schiffsboden aufreißen und den Dampfer zum Sinken bringen. Was hätten die Verbrecher damit bezweckt? — Nehmen wir an, Verbrecher wollten das Geld an sich bringen, so müßten sie zuerst die Tür oder die Wände der Geldkammer sprengen. Sie würden die Höllenmaschine also in der Nähe der Geldkammer unterbringen. Im Augenblick der Explosion würden sie bei der allgemeinen Verwirrung versuchen, in die Kammer einzudringen."

„Gut! Aber wie wollen sie ihren Raub von Bord bringen?" fragte Vanderlip zweifelnd. Der Detektiv zuckte die Schulter. „Verbrecher schrecken vor nichts zurück. Wir wissen ja nicht, wie viele von diesen Kerlen an Bord sind. — Vergessen Sie ferner nicht, daß wir nicht mitten auf dem Ozean sind. Gelänge es ihnen, auf einem Boot zu fliehen, wäre es möglich, Land zu erreichen und sich in Sicherheit zu bringen."

Vanderlip lächelte grimmig. Dann wandte er sich dem Ersten Offizier zu. „Herr ten Straaten, Sie sind mir verantwortlich, daß kein Unberufener sich den Booten nähert. Im Falle einer Explosion werden Frauen und Kinder zuerst in die Boote gebracht. Wer nicht gehorcht, wird niedergeschossen."

Der „Erste" legte die Rechte an die goldbetreßte Mütze. „Jawohl, Herr Kapitän!"

„Sie sehen," sagte Vanderlip zu dem Detektiv, „daß es den Schurken nicht gar so leicht gemacht wird, sich



in Sicherheit zu bringen. Nun aber an die Arbeit, meine Herren! Das Wohl des Schiffes und das Leben von beinahe sechshundert Menschen hängt davon ab, daß wir die Höllenmaschine finden. Herr ten Straaten, Sie untersuchen das Vorschiff; den Zweiten Offizier beauftragen Sie, mittschiffs die Laderäume nach verdächtigen Kolli zu durchsuchen, und der Dritte Offizier soll das Ausschwingen der Boote überwachen. — Wer von der Mannschaft die Höllenmaschine findet, erhält fünfhundert Gulden von der Reederei. Dafür bürge ich."

Kapitän Vanderlip hob verabschiedend die Hand an die Mütze, und die Herren verließen den Kartenraum.

Fast zehn Minuten waren über der Beratung vergangen.

Langsam ging Vanderlip hin und her. Zuweilen schaute er durch die Fenster. Auf der überdeckten Brücke stand der Quartermeister am Ruder. Mit kräftiger Hand hielt er die Speichen des Rades; achtsam betrachtete er die beleuchtete Kompaßrose.

Vanderlip seufzte. Das war seine hundertunddritte Reise. Nach Beendigung der hundertsten Fahrt hatte ihm die Reederei ein wertvolles Nachtglas gewidmet, und der Generaldirektor hatte ihn in einer längeren Ansprache geehrt, worin er besonders hervorhob, daß Vanderlip bisher immer glücklich gefahren hatte.

Nun sollte seine Seemannslaufbahn ein so trübes Ende nehmen? — Wie, wenn bei dieser Katastrophe gar Menschen umkommen sollten und seine liebe alte „Orange-Nassau" im Meer versank?

Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Kreischen und Knarren tönte von Deck herauf. Die Matrosen drehten die Kurbeln der Davids und schwangen die Boote aus.

Vanderlip konnte es nicht mehr aushalten in dem niedrigen Raum. Er trat auf die Brücke hinaus und überzeugte sich durch einen Blick auf den Kompaß, ob das Schiff auf dem richtigen Kurs anlag.

Der junge Vierte Offizier hatte als Vertreter des „Zweiten" die Wache übernommen. Ruhig stand er auf der Steuerbordseite der Brücke und spähte achtsam in die dunkle Nacht hinaus. Alles schien ruhig und friedlich.

Sieben helle Glockenschläge hallten von der Back durch die Stille.

Sieben Glas — elfeinhalb Uhr Schiffszeit; also noch eine halbe Stunde bis zum kritischen Augenblick, der vielleicht über Leben und Tod des Schiffes und der Menschen an Bord entschied.

Jemand kam die Treppe zur Brücke herauf. Es war der Detektiv. Sein Gesicht war von Kohlenstaub bedeckt; nur das Weiße seiner Augen sah man in der Dunkelheit.

„Nichts gefunden!" meldete er halblaut. „Die Bunker sind noch zu voll, als daß wir sie gründlich durchsuchen könnten. Ich habe alle Räume in der Nähe der Geldkammer durchstöbert; aber nirgends fand ich ein verdächtiges Kollo. Was werden Sie tun, wenn wir bis fünf Minuten vor zwölf die Höllenmaschine nicht gefunden haben?"

Vanderlip entgegnete düster: „Was soll ich tun? Die Boote werden ausgeschwungen. Das ist alles, was wir vorderhand tun können. Soll ich die Passagiere jetzt um Mitternacht einbooten und damit eine Panik heraufbeschwören, um nachher zu erfahren, daß die Reederei irregeführt worden ist? Als Reisegepäck in der Kammer wird niemand die Höllenmaschine bei sich führen; deshalb können wir hoffen, daß Menschenleben bei der Explosion nicht gefährdet sind. Am besten wird sein, die

Leute entfernen sich aus der Nähe der Geldkammer. Kommt es zur Explosion, so sind wir ja vorbereitet und können gleich darauf — mindestens so schnell wie die Verbrecher — zur Geldkammer gelangen und den Raub vereiteln. Die Kerle wissen ja nicht, daß ihr Plan verraten ist und daß wir auf der Hut sind. Tritt aber das Schlimmste ein und das Schiff sinkt, so können die Passagiere in wenigen Minuten in die Boote gebracht werden. Ich lasse sofort die Kollisionsschotten schließen, damit die unmittelbare Gefahr auf das Äußerste gemindert ist."

Als der Detektiv gegangen war, zeigte der Chronometer zwanzig Minuten vor zwölf. Vanderlip zog seine kurze Shagpfeife hervor, nahm Tabak und begann sie zu stopfen. Irgend etwas mußte er beginnen, um die steigende Unruhe zu dämpfen.

Es war doch ein schauerliches Gefühl, ein Unheil Schritt vor Schritt herankommen zu sehen und sich nicht dagegen wehren zu können. Das Suchen mußte er andern überlassen; denn im kritischen Augenblick mußte er auf der Brücke stehen. Für ihn als alten Seemann gab es kein Drehen und Deuteln. Er mußte ausharren und schlimmstenfalls als Letzter das Schiff verlassen — wenn überhaupt noch Zeit dazu blieb.

Versonnen sog er an der Pfeife.

Was lag schließlich am Leben eines einzelnen? — Oder gar an den fünf Millionen Gulden, die versichert waren? — Aber die fünfhundertachtzig Passagiere, die ihm anvertraut waren, lasteten schwer auf seiner Seele.

Plötzlich überlief es ihn heiß. Er erinnerte sich der kostbaren Juwelen des Prinzen Braganzoff. Wenn das Schiff sank, wenn es den Halunken gelang, in die Geldkammer einzudringen, dann waren die Juwelen ver-

loren. Womöglich konnte man ihn dann noch mit Schadenersatzansprüchen behelligen, weil er sich für die sichere Aufbewahrung eingesetzt hatte.

Mit einem Male kam ihm die Geldkammer als der unsicherste Ort vor. Da bot sich nur ein Ausweg: er mußte dem Prinzen die Juwelen so lange zur Verfügung stellen, bis die kritische Zeit vorüber war. Morgen wollte er sie gern wieder in der Geldkammer unterbringen, falls sich die Höllenmaschinenmeldung als blinder Alarm herausgestellt hatte, aber auch dann nur mit der Einschränkung, daß er für Verlust, durch „höhere Gewalt" verursacht, nicht verantwortlich sei. Warum hatte er an diese Vorsichtsmaßregel nicht gleich gedacht? Rasch trat er auf die Brücke und rief dem Vierten Offizier zu: „Ich komme gleich wieder!"

Schnell eilte er übers Bootsdeck zum Niedergang ins Schiffsinnere.

Im Betriebsgang begegnete ihm einer der Proviantmeistergehilfen; er hatte in den Proviant- und Gefrierräumen nach verdächtigen Kisten suchen helfen.

„Machen Sie, daß Sie an Deck kommen; hier unten soll sich keiner mehr aufhalten!" rief ihm Vanderlip barsch zu. „Laufen Sie sofort zum Obersteward und sagen Sie ihm, er möchte den Prinzen Braganzoff bitten, sofort in meine Kammer zu kommen — sofort! Verstanden!"

Der Mann setzte sich in Trab, und Vanderlip eilte zur Geldkammer.

Kein Mensch war in der Nähe zu sehen. Schnell schloß er auf und nahm den Koffer heraus. Ein flüchtiger Blick überzeugte ihn, daß die Geldkisten unberührt dastanden; nichts verriet, daß ihn nur noch eine knappe Viertelstunde von dem möglichen Unglück trennte. Fast wurde

es ihm zur Gewißheit, daß man die Reederei falsch berichtet hatte, und daß alle Aufregung umsonst war.

Aber er beeilte sich doch, auf die Brücke zurückzukommen.

In seiner Kammer, die neben dem Kartenhaus lag, schaute er wieder nach dem Chronometer.

Sieben Minuten vor zwölf zeigte die Uhr.

Der Prinz war noch nicht da. Vielleicht hatte er den Ball nicht besucht und lag im Bett.

Vanderlip stellte den Koffer auf den Tisch. Auf alle Fälle wollte er jetzt noch die wichtigsten Schiffspapiere in Sicherheit bringen. Als er sich niederbeugte, um sie aus der Schublade zu nehmen, hörte er ein leises, gleichmäßiges Ticken, wie vom Getriebe eines Uhrwerks.

Hochspannung durchzuckte alle seine Nerven. Er hielt den Atem an und lauschte. Kein Zweifel! Das Geräusch drang aus dem Koffer des Prinzen Braganzoff.

Eine große Entscheidung forderte der nächste Augenblick: hatte er die Höllenmaschine gefunden, oder barg der Koffer außer den Juwelen noch eine harmlose Uhr?

Nur einer konnte das wissen, der Prinz Braganzoff. Aber der kam nicht.

Wenn er jetzt Millionen über Bord warf, war er ruiniert — fertig mit seiner Kapitänslaufbahn.

Hilflos starrte er zur Uhr hin.

Fünf Minuten vor zwölf! Zu spät war es, den verschlossenen Koffer gewaltsam aufzubrechen.

Da straffte sich Vanderlip unter einem unwiderruflichen Entschluß.

Vorsichtig hob er den Koffer und trat auf die Brücke hinaus.

Der junge „Vierte" hielt noch immer Ausguck nach Steuerbord.

Vanderlip holte aus und schleuderte den Koffer in hohem Bogen über die Reling ins Meer.

Mit achtzehn Knoten Geschwindigkeit sauste die „Orange-Nassau“ durch die Wellen.

Vanderlip umkrampfte mit beiden Fäusten die Reling. Mit fahlem Gesicht und fest zusammengepreßten Lippen starrte er achteraus.

Minuten — Ewigkeiten vergingen so.

Eine dumpfe Detonation! Weit hinten im Kielwasser des Schiffes stieg eine Wassersäule auf. Unheimlich schimmerte der spritzende Gischt durch das nächtliche Dunkel.

Ein trockenes Schluchzen entrang sich Vanderlips Brust; seine Knie wankten. Er zitterte vor fiebernder Freude, dem furchtbaren Unglück entronnen zu sein.

Unten vom Bootsdeck scholl Stimmengewirr herauf. Ein Schuß knallte.

Dann kam der „Erste“ auf die Brücke, gefolgt von dem Detektiv.

Er legte die Hand an die Mütze. „Herr Kapitän, kurz nachdem achteraus die Explosion erfolgt war, wollten sich vier Personen des kleinen Motorbootes bemächtigen. Ich mußte von der Waffe Gebrauch machen. Einen von ihnen habe ich erschossen. Die andern drei sind gefesselt.“

„Wer ist der Tote?“

„Prinz Braganzoff, ein Passagier der ersten Klasse!“

„Der mir verteufelte Ähnlichkeit mit Czernikow, einem berüchtigten russischen Verbrecher, zu haben scheint,“ sagte Nihuis. „Ich möchte nur wissen, wer die Höllenmaschine über Bord geworfen hat.“

Ein Zucken ging über Vanderlips Züge, das aber niemand in der Dunkelheit bemerkte; dann sagte er streng dienstlich: „Herr ten Straaten, wollen Sie, bitte, die

Boote wieder einschwingen lassen. Die Mannschaft erhält eine Extraration. Ich danke Ihnen!“

Unten im lichterfunkelnden Salon tanzten fröhliche, ahnungslose Menschen.

Figurenrätsel

	A				A	
A	A	A	A	A	B	B
	D		D		E	
	E	E	E	E	I	
	L		M		N	
N	N	N	R	S	S	T
	T				Ü	

Die Buchstaben in vorstehender Figur sind so zu ordnen, daß die wagrechten Reihen nennen: 1 asiatische Halbinsel, 2. Stadt am Rhein, 3. Hilfsmittel für Funkentelegraphie. Die senkrechten Reihen nennen: 1. Schmuckstück, 2. Plastik, 3. Ostseeinsel.

Vorsetzaufgabe

Vor jedes der unter I stehenden Wörter ist ein Wort aus der Gruppe II zu setzen, so daß ein zweisilbiges Hauptwort entsteht. Die Anfangsbuchstaben der so gefundenen und entsprechend zu ordnenden Wörter nennen einen auf einen gewissen Monat bezüglichen Volksspruch.

I. Bank — Fisch — Gang — Horn — Huhn — Kunst — Licht — Lied — Lied — List — Loch — Macht — Mund — Mut — Saum — — Schuh — Sucht — Tal — Vieh — Wand — Wort — Zeit.

II. All — Arg — Ast — Chor — Dort — Ein — Erz — Hand — Inn — Irr — Lang — Lein — Lob — Mahl — Paß — Rind — Rohr — Ruhm — Sand — Tanz — Wal — Wald.

Streichrätsel

Verein, Speier, Strich, Antwort.

In jedem der obigen Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu streichen, so daß die zurückbleibenden ein Sprichwort ergeben.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Schuldig geworden?

Roman von A. von Wehlau / (Fortsetzung)

Bald danach erlebte Frau Allmersen die angenehme Überraschung des langentbehrten Besuches. Sie saß, an Worthstein schreibend, in der Fensternische des Wohnzimmers, von der aus sie die Hallig ein Stück weit übersehen konnte, als mit lebhaftem Tuchschwenken und fröhlichem Zuruf Sigune dem Hause zueilte.

Frau Allmersen ging ihrem Besuch freudig entgegen, schloß Sigune in die Arme und küßte sie auf beide Wangen. „Fast ein Jahr bist du nicht hier gewesen," schalt sie und gab Sigune einen zärtlichen Backenstreich.

„Früher war Wolfram mit seinen verschiedenen Staatsprüfungen nicht fertig, Tantchen, und ich wollte doch auch gern als Studentin zu dir kommen," sagte Sigune. Dann umarmte sie die alte Frau. „Tantchen! Tantchen! Ich freue mich so; bist wieder die alte? Bist wieder gesund — ja?"

Die alte Frau empfand ein Gemisch von Schmerz und Glück. Warum durfte sie nicht Irene so in ihren Armen halten?

„Wo ist Gesine, Tantchen?"

„Auf den Fennen. Sie sucht Blumen zum Willkommen."

„Ihr wußtet doch nicht, daß wir heut kommen."

„Nein, Sigune. Die Blumen sollen für Gert sein."

„Für Gert? — Ja, weißt du denn nicht?"

Sie schwieg. Nach einigem Zögern fragte sie: „Hast du andere Nachricht als wir?"

„Ja, ja, Kind! Gert kommt zurück."

Dann wandte sie sich um, den Kommenden zu.

„Willkommen! Herzlich willkommen! Es ist lange her, daß die Freunde Gerts seine Mutter besuchten. Aber das wird nun bald anders, wenn Gert wieder auf der Hallig ist."

Während sie so sprach, ihnen die Hände entgegenstreckte und ihre großen, tiefen Augen aufschlug und die beiden Männer ansah, überschien ein weiches Leuchten ihr sonst so starres Gesicht.

„Ach, Tante Allmersen, ich — ich mußte jetzt zu dir, ich mußte!"

Die alte Frau blickte mit scharfen Augen das bleiche, finstere Gesicht des jungen Wolfram an, der wie unter verstecktem Leid zusammengeduckt vor ihr stand.

Da legte sie den Arm um seine Schulter und sagte mütterlich-zärtlich: „Wolfram, lieber Junge, so ist es recht! Auf der Hallig bin ich auch eure Mutter. Wie ich mich freue, daß du dein Ziel erreicht, deinen Doktor hast und auf eigenen Füßen stehst! Es steckt ein tüchtiger Kerl in unserm Wolf. Hab' ich nicht recht, Ludwig?" sagte sie zu Worthstein. „Legt ab auf der Diele, Kinder. Ich bin allein. Gesche ist nach der Dorfwarft gegangen. Gesine kann jeden Augenblick kommen."

So plauderte sie und führte die Gäste in das Wohnzimmer zu den behaglichen Sesseln am blumenprangenden Fenster.

„Nun plaudern wir ein wenig von Hamburg, Kinder; dabei müßt ihr unsere frischgebackenen Knerken versuchen."

Eilfertig holte sie eine Dose von altem Silber herab, füllte einen großen bunten Teller mit dem duftenden Gebäck und stellte ihn auf den runden Tisch in der Fensternische.

„Nun langt zu, wie ihr es als Kinder getan habt."

Sorgenvoll beobachtete sie Wolfram; dann trat sie an ihn heran, legte ihre Hand auf sein Haar und sagte: „Ja, ja, Wolflein, du mußt mir die Liebe antun und den Sommer über auf der Hallig bleiben. Bis zum Herbst bist du ja noch frei. Ich alte Frau hab' mein besonderes Maß an Freude. Ja, die darf nicht überschäumen; an Leid bin ich gewöhnt, und mein Herz ist erstarkt in seinen hohen Wellen, aber die Freude, Wolf — wenn Gert heimkehrt — die Freude könnt' ich allein nicht tragen."

Da huschte ein seltsames Lächeln um Wolfram Terjens' Lippen. Er griff nach der Hand der alten gütigen Frau und führte sie an seine Lippen.

„Aber Wolf! Was soll das? — Gehört das zu deiner Doktorwürde?"

„Liebe, gute Mutter Allmersen!"

„Na, was denn, Wolf? — Du erfüllst mir einen Herzenswunsch."

Da brach es plötzlich wie ein Schrei über die Lippen des jungen Mannes: „Wir haben ja kein Heim mehr."

Gesine trat ein, fast lautlos, so daß nur Worthstein sie im ersten Augenblick bemerkte. Schwarz stand sie im dunklen Kleid vor dem dunklen, hohen Kachelofen; ihr blasses Gesicht leuchtete fahl. Schlaff hingen die Arme herunter.

Bei dem Aufschrei Wolframs krampfte sich ihre Brust schmerzhaft zusammen, daß sie glaubte, ersticken zu müssen.

Sigune ging hin und sprach leise, beruhigend zu ihr. Gesine faßte sich, zwang sich zu einem Lächeln und reichte allen die Hand.

Frau Allmersen sah mit fragenden Augen von einem zum andern, begriff nicht und bat Worthstein, zu erzählen, was geschehen sei.

Der erhob sich, ging unruhig im Zimmer hin und her und blieb dann tief aufatmend vor der alten Frau stehen. „Die Todeserklärung ist auf des Rechtsanwalts Betreiben widerrufen worden. Nun hat Irene die Scheidungsklage eingereicht."

„Irene hat die Scheidungsklage eingereicht," wiederholte Frau Allmersen betroffen, als sei der Geist des Unheils aufs neue in ihr Haus getreten.

Im nächsten Augenblick hielt Sigune die alte Frau umschlungen und streichelte ihre Wange.

„Ja, sie will heiraten, Tantchen," sagte sie leise. „Wir wollten dir die Nachricht selber bringen. Du warst aber noch so schwach von deiner Krankheit, darum zögerten wir so lange; aber heute bist du stark, Tantchen, nicht wahr? — Irene hat sich so verändert. Sie ist eine elegante Frau geworden."

„Armer Gert," klagte Frau Allmersen leise. Sie zog die Stirn in besorgte Falten. „Wen will sie denn heiraten? — Ich dachte immer — oder habe ich es mir nur eingebildet — Sie — Ludwig ..." Sie hielt ihm, für ihren Verdacht um Verzeihung bittend, die Hand hin.

Worthstein führte die schlanke, runzelige Hand an seine Lippen und entgegnete mit erzwungener Ruhe: „Irene Allmersen war mir als Gattin meines Freundes heilig."

Frau Allmersen schämte sich, daran zu zweifeln, daß der Freund ihres Gert jemals die Gebote eines Mannes von Ehre überschreiten könnte. Sie richtete sich auf. Stolz lag auf ihren Zügen. „Wer ist der Glückliche?" fragte sie ruhig.

„Klaus Baas," sagte Sigune mit zusammengezogenen Brauen.

„Was?" Frau Allmersen richtete sich auf; es sah steif

und hochmütig aus. „Der berüchtigte Erbe des berüchtigten Millionärs?"

„Ja, Tantchen," sagte Sigune, „der schöne, modische Klaus." Dann, um ein wenig Frohsinn hervorzurufen, fragte sie schelmisch: „Soll ich ihn mal herzaubern?"

„Bitte," ermunterte Worthstein lächelnd.

Da sprang Sigune auf, streckte und straffte den schlanken Körper zu stattlicher Höhe, lehnte sich nachlässig an einen Schrank, spielte mit den Fußspitzen, zeigte die Hände beim Anstecken einer Zigarette und heftete einen melancholisch-verliebten Blick auf Frau Allmersen.

Alle lachten. Das war Klaus Baas, wie er mit sich selber kokettierte.

„Nun müßte dich jemand küssen, Sigune," sagte Worthstein und neigte sich ihr zu.

Sie wurde rot und lächelte. „Du bist doch keine Schönheit der Halbwelt!"

Im gleichen Augenblick drückte sie sich an das graue Hauskleid Frau Allmersens und sagte mit einem wehen Lächeln: „Ja, Tantchen, nun haben wir kein rechtes Heim mehr. Oberst Denwitz hat es in seinem Prozeß erreicht, daß die Leinertsche Villa von uns geräumt wird. Mutter ist mit Irene nach Blankenese übergesiedelt zu Enites Schwiegervater. Das prunkvolle Haus ist ja groß genug, auch wenn Klaus und sein Vater da wohnen. Wir sollten alle dort leben, aber Vater lehnte das ab. Er geht mit mir nach Göttingen. Wolframs frühere Wirtin vermietet uns drei möblierte Zimmer. Ich kann dort unsern lieben alten Herrn ein wenig bemuttern. Tagsüber arbeiten wir fleißig; nachts schlafen wir mit gutem Herzen in einem guten Bett, und an Sonn- und Feiertagen hole ich meinen zerstreuten Papa aus seiner Vergangenheit zu mir in die Gegenwart."

Sigune lehnte sich tiefer in den Sessel. Sie schien mit sich und der Welt im Einklang.

Worthstein sah mit gespannten Brauen sinnend vor sich hin. In seiner Seele wandelten die Träume eines Mannes von fünfunddreißig Jahren, der eine große Liebe erlebt und verloren. Es schien, als nehme er endgültig Abschied von diesen Träumen, wie ein Mensch, der sich zu etwas Bestimmtem entschlossen hat. Dann meinte er in scherzendem Ton: „Also, Sigune, Schwesterchen, du drückst dich schlecht und recht durch die Welt, bescheiden, wie du bist."

„Sag das nicht, Ludwig! Ich bin eine Strebernatur und will einmal große Arbeit leisten. Dafür will ich leben — und" — sie errötete jäh — „und für noch etwas anderes."

Worthstein sah sie fragend an.

Gesche kam und bat zu Tisch.

Sie gingen ins Speisezimmer und sahen die festlich gedeckte Tafel. Beunruhigt blickte Worthstein die Geschwister Terjens an. War der Schmerz in Frau Allmersen zu einer Wahnvorstellung geworden?

Sie starrten bang nach dem blumengeschmückten Ehrenplatz am Tisch, der leer blieb, während sich alle setzten. Gesche, die treue Dienerin, saß und aß nach gutem altem Brauch am gleichen Tisch.

Jeden Augenblick rechneten sie darauf, daß Frau Allmersen von einem Gefühl schmerzlicher Hoffnungslosigkeit überfallen würde. Die liebende Mutter hatte eifrig und mit rührender Hingabe alle Vorbereitungen für die Wiederkehr des Sohnes getroffen. Sie vermochten nicht, den festen Glauben Frau Allmersens durch beunruhigende Worte zu trüben, sondern gaben sich, als ob sie überzeugt wären, Gert könne jeden Tag heimkehren und

die Fürsorge erleben, die Mutterliebe dem Sohn bereit hielt. So beherrschten sie ihre innere bange Bewegung.

Frau Allmersen bemerkte aber doch die befangene Stimmung ihrer Gäste. Nachdem sie Worthstein gebeten hatte, auf der einen Seite des Ehrenplatzes sich zu setzen, während sie den Stuhl an der andern Seite des leeren Gedeckes nahm, sagte sie: „Ihr braucht nicht zu fürchten, daß ich an einem Irrwahn leide, und Gesine und Gesche eine Komödie mitspielten, mich zu beruhigen; ich weiß wohl, auch diese teilen meinen Glauben nicht. Aber warum sollen sie mir nicht helfen, meinen Sohn würdig zu empfangen? — Als ich das Schreiben vom Korpskommandanten erhielt, wußte ich, daß Gottfried gefallen, daß er tot war. Die Hoffnung aber auf Gerts Wiederkehr ist unerschütterlich."

Etwas wie Frohsinn klang durch den Ernst der alten Frau. Sie erzählte allerlei kleine Geschichten aus den Kinderjahren Gerts, schilderte lustige Streiche, die der frische, wenn auch verträumte Knabe ausgeführt hatte, und seine Schulabenteuer in Hamburg. Später plauderte sie von seinen Studienjahren.

Sie hatten zugehört und die alte Frau kaum da und dort mit einem Wort unterbrochen. Sie schauten immer wieder nach dem siebenten, leeren Gedeck, von dem jetzt die alte Dame das Glas nahm und es mit Wein füllte.

Nach dem Mittagsmahl hatte Sigune sich ein Buch geholt und wollte Gesine auffordern, mit ihr an den Strand zu gehen; da traf sie Worthstein am Flügel. Wolfram war bei ihm.

„Ich habe den dritten Akt der Oper mitgebracht," sagte Worthstein, „und wollte ihn eben durchproben."

„Wie schön," sagte Sigune fröhlich.

„Du gehst doch nicht fort heute nachmittag?“ fragte Worthstein Sigune und sah sie bittend an.

„Nein, wenn du spielst, bleibe ich hier, Ludwig.“ Ein leuchtendes Augenpaar dankte ihm. „Darf ich gleich hier bleiben?“

„Warte noch. Etwa eine Stunde möchte ich proben und verbessern. Du wolltest wohl am Strand lesen?“

„Vielleicht. Zuerst soll Gesine mir die Nester der Silbermöwen zeigen. Es ist nicht weit; wir kommen bald zurück.“

Nirgends konnte Sigune die Freundin finden. Gesche meinte, sie sei in den Garten gegangen, nach dem Gemüse zu sehen.

Sigune eilte zu dem Holunder, dessen herabhängende Zweige eine Pforte fast verbargen, die zu einem gepflegten, baumreichen Garten führte. Der lag in einer großen kesselförmigen Vertiefung der Warft, an deren schräg abfallenden Wänden sich zwischen verschiedenartigen Obstbäumen eine Reihe Gemüsebeete entlangzog.

Dort saß Gesine auf einer kleinen Holzbank, den Kopf in beide Hände gestützt. Ihr rotblondes Haar leuchtete unter sattgrünen Blättern. Sie schien tief in Gedanken versunken. Als Sigune nahe bei ihr war, fuhr sie empor, führte hastig das zerdrückte Taschentuch über ihr Gesicht. Der tränenfeuchte Blick ihrer braunen Augen erhellte sich nicht, als sie die Freundin erkannte.

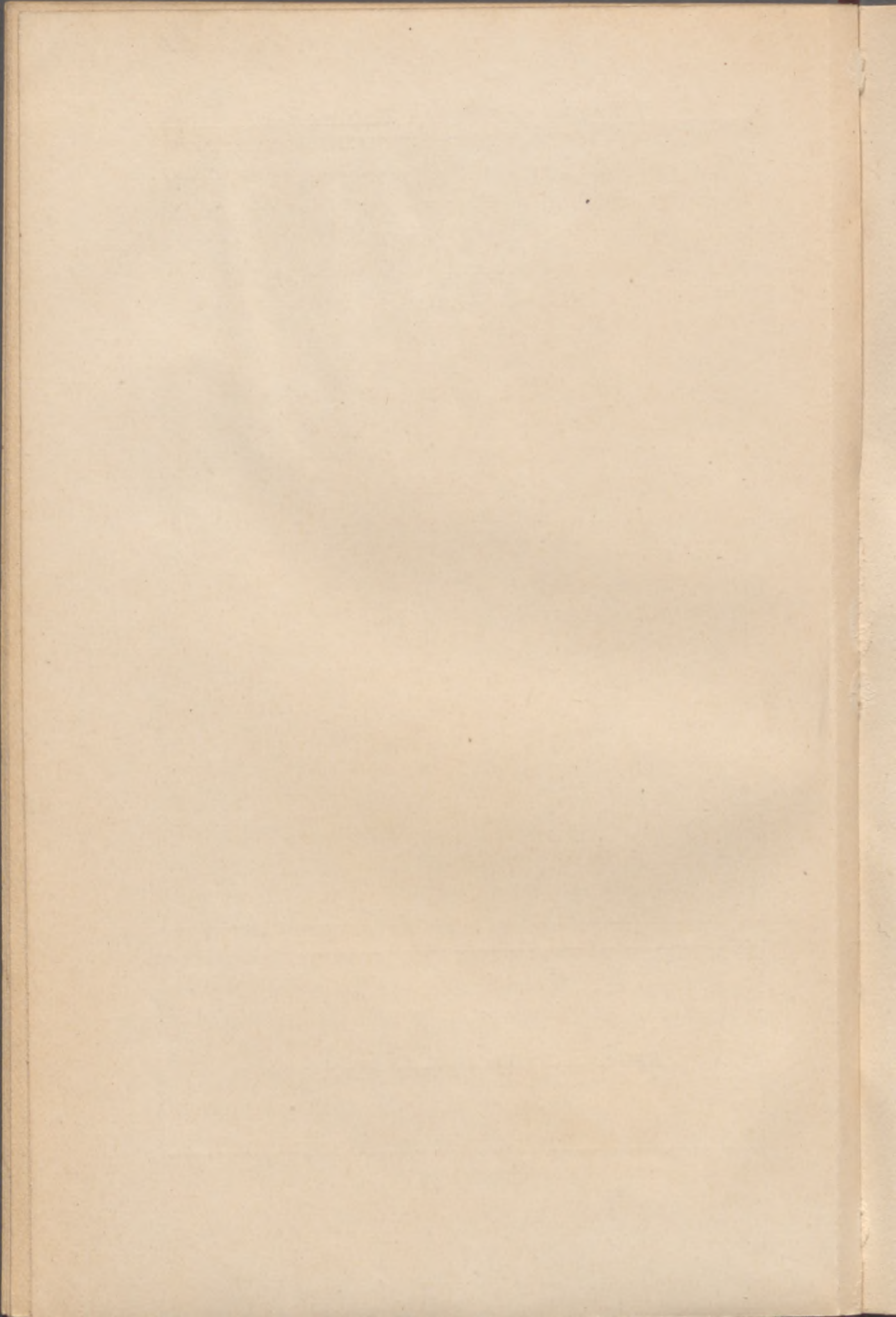
Sigune ging zur Bank, setzte sich neben Gesine, faßte ihre Hand und sah ihr forschend ins Gesicht. Bitteres Weh sprach aus den jugendlichen, seltsam gequälten Zügen. Der tiefe Leidenszug erzählte Sigune so viel und machte sie verstummen. Wie groß mußte ihr Kampf und wie stark ihr Wille sein, daß sie so litt!

Sigunes frohe Stimmung, in die sie Gesine mitreißen wollte, schwand dahin; ihr wurde weh ums Herz.



Labetrunk.

Nach einem Gemälde von A. Meyer-Bernburg.



„Wie gut, daß du mich nach Olahooge brachtest,“ sagte Gesine still. „Ich fühle es heute mehr als je und danke dir herzlich.“

Sigune wußte, was sie meinte. Sie gab ihr nicht den guten Rat, Mut zum Leben zu haben; das wäre ihr leer und bedeutungslos vorgekommen.

„Es war so schwer,“ sagte Gesine. „Verzweiflung wühlte in mir. Einschließen mußte ich mich, festbinden, um nicht irgend eine rasche Tat zu begehen oder wieder nach Morphium zu greifen.“ Hastig, in tiefer Scham hatte sie gesprochen. Nun verbarg sie ihr Gesicht.

„Du tapferes Mädchen!“ Sigune strich sanft über das Haar Gesines. „Ich weiß als angehende Medizinerin, welch übermenschliche Kraft dazu gehört, gegen die Macht dieser giftigen Droge zu kämpfen. Wenn du das Narkotikum überwunden hast, bist du eine Heldin.“

„Seit dem Winter bin ich ruhiger, ward ich still. Seit kurzem kann ich arbeiten. Ich glaube, mich befreit zu haben.“

„Ich bin stolz auf dich, Gesine!“

Einen Augenblick barg Gesine ihren Kopf an der Freundin Schulter. „Du, du — wie gut, daß ich dich habe.“ Sie brach ab und ächzte, ehe sie weitersprach: „Wozu der qualvolle Kampf? — Um doch nicht weiterleben zu können mit einer Schmach, die nie wieder getilgt werden kann!“

Erschrocken fragte Sigune: „Willst du mir nicht sagen, was dich so unglücklich werden ließ?“

„Nein, nein!“ Sie wehrte angstvoll ab. „Ich kann davon nicht sprechen. Laß mich ausruhen, liebe Sigune, ich bin so müde. Müde von Kampf und Leid. Müde von der Last und der Sehnsucht, sie abzuwerfen. Lange werde ich ja doch nicht mehr leben.“

„Hör' auf, so zu sprechen! Ich bitte dich! Du bist jung, hübsch und im Kampf mit dir selber gereift." Sigune machte eine Bewegung, als wollte sie sich zornig erheben; Gesine legte die Hand bittend auf ihren Arm. Da blieb sie.

Gesines Augen weiteten sich träumerisch; leise kam es über ihre Lippen: „Was du da anführst, Sigune, ist kein Anlaß für den Tod, mich nicht fortzunehmen von meiner Last, wenn der Tag der Bestimmung da ist ..."

Arm in Arm gingen die beiden durch den Garten. Nach einer Weile sagte Sigune: „Kannst du begreifen, daß eine Frau wie Irene einen Menschen wie Klaus Baas liebt?"

Gesine zögerte; dann entgegnete sie: „Ja, ich kann es begreifen. Es gibt Dinge, die wir nicht fassen, weil schon die Ahnung uns lähmte."

Wieder schwiegen sie.

„Was meinst du damit. Sage es mir, Gesine."

„Ich weiß es doch nicht."

Gesine konnte ein leises Stöhnen nicht unterdrücken. Dann sprach sie leidenschaftlich: „Nur einmal noch möchte ich das frohe, heitere Kind sein wie damals, als meine Mutter noch lebte!" Tränen rollten über die bleichen Wangen der Erregten; mit zitternder Hand wischte sie die Tropfen rasch ab.

Sigune suchte die Freundin zu trösten. „Sieh, du hast doch durch deine Willenskraft überwunden, du bist frei und nimmst kein Morphium mehr."

„Das gelang mir durch deine Hilfe."

„Vielleicht könnte ich dir weiter helfen, wolltest du mir Vertrauen schenken."

Gesines Gesichtsausdruck veränderte sich. Sie sah hart und entschlossen aus. „Es fällt mir schwer, Sigune, aber du sollst alles wissen. Wir wollen uns auf die Bank

setzen. Es läßt sich mit wenigen Worten nicht sagen. Aber bitte, unterbrich mich nicht — ich könnte sonst nicht weitersprechen."

„Ich werde still zuhören."

Gesines Stimme klang hart, als sie begann: „Du weißt, daß Klaus viel mit mir herumtändelte, als ich noch ein Schulmädel war. Mutter sah es nicht gern. Aber ich war ein eitler Fratz und freute mich über Klaus' offensichtliche Zuneigung. Nach dem Tod der Mutter, während des letzten halben Jahres meiner fremdsprachlichen Ausbildung in der französischen Schweiz, schrieben wir uns. Es waren keine Liebesbriefe. Der Inhalt tändelnd, neckend, nichtig. Klaus schrieb hin und wieder eine kleine Anzüglichkeit, die ich nicht beachtete. Als ich nach Hamburg zurückgekehrt war, wollte mein Vormund, daß ich mich für das Bankfach ausbilde in einer Abteilung seines Geschäftes. Klaus setzte es aber bei seinem Vater durch, mich als seine Sekretärin zu beschäftigen. Mir war es recht, denn ich bekam gleich ein kleines Monatsgehalt. — Damals wohnte Harm Baas noch in dem alten, geräumigen Haus in der einsamen Vorstadt. Zwei Zimmer waren so geblieben, wie sie meine Mutter eingerichtet hatte; ich durfte die beziehen, durfte im Hause Baas mitleben wie früher.

Unversehens kam mein Schicksal, ungeheuerlich und vernichtend.

Es war im Winter vor einem Jahr. Klaus kam nach längerer Abwesenheit eines Abends unerwartet heim und trat in mein Wohnzimmer. Das war nicht ungewöhnlich. Keiner in dem großen Hause respektierte den kleinen Raum, wo ich allein mich daheim fühlte. An jenem Abend zog er mich an sich, als ich ihm die Hand zur Begrüßung reichte, hielt mich fest und küßte mich. Ich ließ

es geschehen. Ich hatte ja seit dem Tod der Mutter nichts Gutes mehr in meinem armen Leben als Klaus. Dich, Sigune, kannte ich damals nur oberflächlich."

„Ich mußte dich sehen, Gesine! Siehst du nun, daß ich dich liebhabe?"

„Ich befreite mich von Baas. Da setzte er sich zu mir an den Tisch und sprach lebhaft; baute mit großer Geste, kühnen Worten und flammenden Augen ein schönes Leben vor mir auf und sprach von seiner Leidenschaft zu mir. Wieder zog er mich in seine Arme, hielt mich fest und wollte mich küssen, daß ich erschrak. Ich schnellte empor. Da legte er seine Hand auf meine Stirn und beugte meinen Kopf tief zurück, so daß sein heißes Gesicht über dem meinen war und ich die Glut seiner Augen sah.

‚Wehre dich nicht, du bist doch mein!' sagte er lachend.

Gräßliche Angst überfiel mich. Ich war kaum siebzehn Jahre alt und wußte nicht, wie ein Mann sein kann.

Dann reichte Klaus mir freimütig die Hand. ‚Sei mir nicht bös, Kleines. Wir wollen ein Glas Wein zur Versöhnung trinken.'

Ehe ich antworten konnte, war er draußen; kaum hatte ich mich auf mich besonnen, kehrte er mit Wein und zwei Gläsern aus dem Speisezimmer, das dem meinen gegenüberlag, eilig zurück.

Er schenkte ein. Als er sein Glas mit dem goldgelben Wein hob, sah er mich an. Sein stahlblauer Blick versetzte mich in Unruhe. Sein Gesicht kam mir so rätselhaft, so fremd vor.

Ich trank. Es war ein herber, trockener Wein. Er war schwer.

Klaus leerte sein Glas und stellte es so fest auf den Tisch, daß es zerbrach. ‚Das bedeutet Glück,' sagte er

lachend, nahm mein Glas und nötigte mich zum Austrinken. Ich wollte nicht, da ich fühlte, daß leise Betäubung meine Gedanken lähmte. Es war, als hülle mich ein Schleier ein, der immer dichter ward, und den ich nicht zerreißen konnte. Ich hörte mein Blut in den Schläfen pochen.

Müde lehnte ich mich in den Sessel zurück. Er fragte: ‚Du bist so schweigsam — was hast du?‘

Er stand auf und trat hinter meinen Stuhl. Seine Finger strichen sanft und leise über meine Haare. Heiße Schauer jagten durch meinen Körper. Er schlang seine Arme um mich und zog mich an sich, nahm meinen Kopf zwischen beide Hände und drückte ihn ein wenig zurück. So blickte er mich mit seinen flimmernden Augen eine Weile prüfend an. Dann näherte er langsam seinen Mund dem meinen. Ich spürte seine Lippen brennend heiß. — Von da an weiß ich nichts mehr.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit rasenden Kopfschmerzen fiebernd in meinem Bett. Das alte Jettchen — du weißt ja, die in Klaus ganz vernarrt ist — war bei mir. Sie sagte, ich hätte zu viel von dem schweren Wein getrunken. Der Arzt brauche nicht zu kommen; das ginge bald vorüber.

Und dann ward mir klar, ich wußte: meine Kindheit, mein Mädchentraum waren dahin. — Ich weinte, raste, wollte mich aus dem Fenster stürzen, daß mein gemarterter Kopf auf den Steinen zerschelle.

Da kam Klaus. Erregt war er; etwas Lauerndes war in seinem Wesen und — Angst. Er fand schöne Worte, mich zu beruhigen. In einigen Tagen würde ich wieder wohlauf sein. Malte mir eine rosige Zukunft aus. Ich hörte nicht zu, gebärdete mich wie wahnsinnig.

Da hielt er auf einmal meine Hand fest und stach die

nadelgleiche Spitze eines silbernen Instrumentes tief in die Muskel meines Oberarms. „Jetzt wirst du bald Ruhe haben, Kleines,‘ sagte er. Ich fühlte in mir eine aufzuckende Bewegung, und mein Oberkörper sank taumelnd in die Kissen zurück.

Die Zeit, da meine Kraft noch nicht reichte, das Bett zu verlassen, ward mir zur leidvollen Ewigkeit.

Er kam täglich mit seinem Beruhigungsmittel. Ich wehrte mich zuerst verzweifelt gegen das Morphium, das er mir einspritzte. Allmählich schwächte sich meine Widerstandskraft. Mein unverhüllter Haß, mein loderndes Rachegefühl zeigten sich immer seltener, meine Sehnsucht nach dem Tod ward geringer.

Und dann kam mir jäh ein Gedanke, der mich nicht mehr losließ: Wenn ich selber die Morphiumspritze an mich brachte, war es dann nicht möglich, Vergessen zu finden?

Von dem Tag an hegte ich nur noch einen Wunsch, selber das gefährliche Gift zu besitzen. Ich forderte es von ihm — für mein Schweigen.

Er konnte seine Freude über meinen Wunsch kaum verbergen, verteidigte den üblen Ruf der ‚wundervollen Droge‘, die nur in der Hand von unbeherrschten Menschen gefährlich würde, und fand sich bereit, das Morphium mir zu beschaffen. Ob er so mich unschädlich machen wollte, oder ob es nur wirklich deshalb war, weil er mich liebte, wie er sagte — ich weiß es nicht. Es war mir gleichgültig. — Erspare mir weitere Worte. Es ist alles wie verschleiert, wenn ich an jene Zeit zurückdenke. Nachdem das Dumpfe Herr über mich geworden, hatte Klaus durch seine suggestive Kraft bald Macht über meine Willenskraft. Ich ward sein Geschöpf.“

Gesine Brodysen neigte ihr Gesicht an den Baumstamm. Hilfloses Schluchzen erschütterte ihren Körper.

„Weine nicht," sagte Sigune weich. „Du wirst deine Seele befreien."

Gesine sprach erregt weiter: „So ward ich das unausstehliche, launenhafte, nervöse Geschöpf, das sich stundenlang im Zimmer einsperrte. ‚Sie ist hysterisch, das kommt leider oft vor,' hörte ich einmal deine Mutter zu meinem Vormund sagen. Der schickte mich dann zur Erholung nach Thüringen. Als das Morphium verbraucht war, kam ich wieder nach Hamburg. Ich bestürmte Klaus, durch die Ehe gutzumachen, was er mir angetan. Er wies mich kalt ab. In meiner Angst, daß Klaus seine Drohung ausführen und das Tor des Irrenhauses hinter mir sich schließen könnte, flüchtete ich mich zu dir, klagte dir aber nur, daß Klaus mich zum Morphium verführt und ich mich davon befreien müsse. — Nun weißt du alles, Sigune. Verurteile mich und wende dich ab von mir."

Sigune war aufgesprungen. „Entsetzlich, entsetzlich!" klagte sie. „Es war mir schon unerträglich, zu hören — und du, Arme, hast das Furchtbare erleben müssen." Mit Tränen kämpfend, zwang sie sich, ruhig zu sein, legte ihre Hände auf Gesines Schulter, strich ihr leise über das Haar und sagte: „Das Leben ist schwer, du mußt es tragen, Gesine. Denke an das Böse, als wäre es nur ein Traum. Jetzt beginnt für dich erst das Leben. Tante Allmersen hat dich lieb, an ihrem vertrauenden Herzen wirst du deine Seele rein baden. Tröste dich: dein Herz fiel in den Staub. Staub verfliegt, wo reiner Wind weht."

Da trat Gesche durch die Gartenpforte, hinter ihr kamen Worthstein und Wolfram. Da ging Gesine still in das Haus, in ihr Giebelzimmer. —

Gegen Abend saßen sie alle im traulichen Wohnzimmer,

wo der große Kachelofen angenehme Wärme verbreitete. Schon am Nachmittag war der Himmel grau geworden; heftiger Nordostwind jagte die Wolken, peitschte die See und brauste kalt über die Hallig.

Die letzten Klänge von Worthsteins Spiel verhallten. Bald darauf trat Sigune zu ihm. Die klaren grauen Augen des Mädchens leuchteten in seelischer Freude.

„Herrlich ist deine Musik, Ludwig," sagte sie ernst. „Was du schaffst, ist stets ein festgefügter Bau, der bei allem Reichtum seiner Formen doch so einfach ist wie alles Große."

Wolfram rief: „Unvergeßlich ist mir das Lied deines Helden, das du uns neulich vortrugst. Es machte auf mich den Eindruck eines Kampfgebetes mitten im gewaltigen Brausen der Schlacht, eines inbrünstigen Flehens, aus dem ritterliche Anbetung siegend widerhallte."

„Ja," sagte Sigune, und ihre Augen blitzten. „Man kann so ganz die starke Freude am Kampf und die Erhabenheit der Lebensgefahr mitempfinden."

„Nun, da darf ich ja der Erstaufführung ohne Lampenfieber entgegensehen," sagte Worthstein innerlich befriedigt. „Schade, Schwesterchen, daß du die Partie der Frauenstimme nicht singen kannst. Du hast eine reine Stimme, und es ist doch ein mutvolles Liebeslied, wie für dein tapferes Seelchen geschaffen."

Sigune schwieg und sah ihn bewegt an. Dann fragte sie: „Wie meinst du das? Ich bin doch keine Künstlerin." Sie sann eine Weile. Dann sprach sie weiter: „Das Lied deiner Heldin ist der mutvolle Kampf einer unglücklichen Liebe — es wird zur schluchzenden Serenade bei dem Tanz der Assalide Raimond. So klagend und todesbang war ihr leises Liebeswerben — neulich bei der Probe —,

daß es mich durchrieselte von Jammer. Ganz beherrscht war ich von der Macht, die auf mich eindrang."

„Welch ein Wunder sprach aus den Bewegungen ihres Tanzes!" rief Wolfram begeistert. „Diese großgeweiteten Augen mit dem bangen, schmerzlichen Ausdruck! Wie eindringlich die zarten Arme sich senkten, sich hoben, bittend, flehend ..."

„Es gibt keine unglückliche Liebe," sagte Sigune aus innerster Erkenntnis. „Die wahre, echte Liebe kann nie unglücklich sein, denn sie sucht nicht das Ihre. Das ist Wahrheit."

„Wahrheit ist grausam und vernichtend," sprach Gesine hart.

„Nein, mein Kind. Sigune hat recht," sagte Frau Allmersen, „so steht es schon in der Bibel."

Still erhob sich Gesine; blaß und erregt. Sigune ging mit ihr fort und legte den Arm um die Schwankende.

„Leidest du sehr?" fragte Sigune leise besorgt. „Oder tat man dir weh?"

„Nichts," sagte Gesine leise; aber es schien Sigune, als höre sie Tränen in der Stimme.

„Worin liegt denn das Glück, Schwesterchen?" rief Worthstein aus seinen Gedanken heraus ihr nach. „In der Sehnsucht oder in der Erfüllung?"

Sie wandte sich, schelmisch lächelnd, ihm zu. „In der Sehnsucht, Ludwig." —

Bald waren alle wieder vereint bei anregendem Gespräch, bei der Handarbeit, den Büchern und in der Freude des Zusammenseins. Jeder der Menschen hier hatte in seiner Beschäftigung das gefunden, was ihn des Lebens Last leichter tragen ließ: Ruhe. Gesine in ihren häuslichen Pflichten mit den vielen kleinen Anforderungen, Sigune, noch erfüllt von der ergreifenden

Musik, hatte eine Biographie Beethovens vor sich liegen aber sie las nicht darin.

Nicht Vergessen, aber ein Sichbescheiden hatten sie alle gefunden. Von der Vergangenheit und den Sorgen der Gegenwart sprachen sie nicht.

Wolfram erzählte von seiner späteren Arbeit. Die Tätigkeit bei der Vulkangesellschaft, die ihn als zweiten Ingenieur für den Herbst angestellt hatte, war ganz nach seinen Wünschen. Hier standen ihm alle Hilfsmittel zur Verfügung, die er zu Weiterforschungen für seine Erfindung benötigte.

Gesine ging einmal hinaus, um eine Erfrischung zu holen. Da wollte auch Sigune aufstehen. Es war wie eine scheue Bewegung der Flucht vor sich selber, vor dem ernst fragenden Blick Ludwigs. Aber da kam Frau Allmersen auf sie zu mit einer Lage Wolle. Und sie blieb und hob die Hände zum Abwickeln der Wolle.

Früh am andern Morgen kam mit der Flut die Zeit des Abschieds. Alle begleiteten Worthstein und Sigune zum Schiff.

Als der Dampfer schon weit von der Insel auf dem tiefen Wasser schwamm, sahen die beiden noch lange die Zurückbleibenden, wie sie grüßend ihre Tücher schwenkten, und wie die Morgensonne auf die weißen Haare Frau Allmersens schien.

Sigune, in einen dunklen, schmiegsamen Mantel gehüllt, lehnte neben Worthstein an der Reling. Ihr Antlitz erschien blaß, ihre Gestalt schmaler und größer in der dunklen Hülle.

Sie hob den Kopf, den sie gebeugt hielt, um auf das Rauschen der Wellen zu hören, und blickte über das Meer hinaus, durch das zuweilen ein irrendes Zucken der Lichtstrahlen ging.

Da beugte sich Worthstein zu ihr und sagte: „Ich möchte wissen, an was du eben gedacht hast; es muß etwas Besonderes gewesen sein!“

Lächelnd entgegnete sie schelmisch: „Hörst du denn nicht das Winseln der jungen Seehunde, die ihre Mutter suchen?“

Als das Schiff in Husum landete, schien die Sonne blendend. Jubelnd sang eine Lerche hoch über dem von der eintretenden Ebbe bloßgelegten Schlamm.

In den ersten Wochen war Wolfram Terjens auf Olahooge schweigsam gewesen. Seine empfindsame Seele, sein peinlich scharf entwickeltes Ehrgefühl litten bitter unter der Zerrissenheit seines Elternhauses. Er glaubte, kein Recht mehr zur Selbstachtung zu haben. Schmachvoll war es, wie seine Mutter, die er so innig geliebt, wie seine Schwester, die ihm früher ein Vorbild gewesen, in Luxus lebten. Er fragte sich immer wieder: „Mit welchem Recht leben sie in prunkvollen Häusern, fahren sie in Luxuszügen zum taumelnden Genuß nach den Weltstädten?“ Sie tafelten großartig, lachten, plauderten, fuhren in eleganten Autos, hüllten sich in Samt und Seide, schmückten sich mit Gold und Edelsteinen — und nichts berechtigte sie dazu. Der Luxus floß weder aus ererbtem alten Besitz, noch aus hervorragender Arbeit, nicht einmal aus glücklichen Zufällen, wie Lotteriespiel oder dergleichen. Sie verschwendeten den Reichtum, den Habgier und Verschmitztheit herausgesogen hatten aus der ehrlichen Arbeit Strebsamer, aus den Vertrauensseligen und Aufrechten, aus der Versklavung Hungernder und Elender.

Sein Bruder Siegfried hatte schon damals recht gehabt, als er die Heirat Enites mit Heinz-Baas als

Skandal bezeichnete. Und zu all der Schmach war nun Irene noch so schamlos, die Ehescheidung von ihrem unglücklichen verschollenen Gatten zu verlangen.

Wolfram fühlte sich durch diese Dinge so besudelt, daß er aus Scham sogar in der Einsamkeit auf Olahooge in der ersten Zeit immer allein zu bleiben suchte. Da er meist halbe Nächte hindurch angestrengt geistig arbeitete, erholte er sich körperlich wenig. Er wurde hager und blaß.

Eine Weile hatte Frau Kapitän Allmersen ihn still beobachtet und ihn gewähren lassen. Dann begann sie allmählich — für Wolfram aber nicht merkbar — ihren Einfluß geltend zu machen. Eines Tages sagte sie: „Du mußt mehr Farbe bekommen, Wolfram, siehst immer noch so blaß aus wie ein Stadtmensch. 'raus mußt du, Wind und Wetter sollen dir um die Ohren brausen. Das gehört zum Gesundwerden an Leib und Seele." Damit er keine Ausreden fand, ging sie in der ersten Zeit mit ihm. Auf einsamen Wanderungen, bis weit hinaus auf den Damm, erzählte sie aus ihrem Leben und dem Dasein der Halligleute und sprach manches Wort, das als guter Same in sein Herz fiel. Die düstere Schwermut und die Lebensmüdigkeit schwanden immer mehr, er lachte freier; jeden Morgen erwachte er frischer. Seine Entschlußkraft wuchs und zeigte sich nicht nur in Dingen des täglichen Lebens auf der Hallig, auch in den Vorarbeiten zur Erreichung seines Lebenszieles: ein Führender im Maschinenbau wollte er werden. Wohltuend auf seine Stimmung wirkte auch das Zusammensein mit Gesine Brodysen.

Zuerst wußte er nicht, wie er sich zu dem jungen Mädchen stellen sollte. Sigune hatte ihm zwar gesagt, er möge gut zu Gesine sein, aber das allein hätte sie ihm nicht näher gebracht; auch nicht die herzliche Zuneigung, die

Frau Allmersen für die immer Fleißige zeigte, weckte in ihm ein wärmeres Gefühl für sie. Da siegte das Mitleid. Er wußte, daß Gesine Brodysen im Hause Baas nicht auf Rosen gebettet, ja, wie unwürdig das alles war, was man dem jungen Mädchen zugemutet, nachdem Klaus so eine Liebelei nach seiner Art mit ihr begonnen hatte. Was hatte man aus diesem urwüchsigen Kind seit dem Tod ihrer Mutter gemacht?

Das ernste Mädchen ging hier wie ein wohltuender Geist durchs Haus. Die stillen und gemessenen Bewegungen des schlanken Körpers wirkten für gewöhnlich abweisend. Nur wenn sie mit Tante Allmersen zusammen war, wich der starre Ausdruck in dem blassen Gesicht mit den fast unnatürlich großen Augen. Wolfram konnte sie nur schwer zum Sprechen bringen, oder doch nur flüchtig über alltägliche Dinge; sobald er aber irgend etwas über sie selbst erwähnte, fand sie gleich einen Grund, sich zu entfernen.

Den Vorschlag Tante Allmersens, das vertraute Wort Du zu brauchen als Hausgenossen und als Menschen, die sich innerlich nahestehen sollten, hatte Gesine beinahe schroff abgelehnt. Wolfram wäre dazu bereit gewesen.

Eines Sonntagnachmittags war der junge Terjens so weit hinaus auf den Damm gegangen, daß er von den Halligleuten nichts mehr sah und keinen Laut hörte als das Rauschen und Klatschen des Wassers und den müden Flügelschlag landwärts ziehender Seevögel.

Andächtig nahm er das Bild dieser schweigenden Einsamkeit in sich auf, und eine Stille und Ruhe kam über ihn, wie er sie selten empfunden hatte.

Plötzlich, er wußte nicht, wie es kam, war er in Gedanken wieder bei der Mutter und Irene, aber er dachte milder, versöhnlicher: sie würden eines Tages bereuen,

würden begreifen, womit sie bezahlt hatten und was sie die gierige Genußsucht gekostet hatte.

Da horchte er auf. Was war das? — Woher kam das erschütternde Schluchzen? — Es klang ganz nahe. Es kam von dort, wo der Deichring der Hallig an der Wattseite ein breites Loch hat.

Wolfram stieg auf die Böschung und sah Gesine Brodysen. Sie saß auf einem Stein, das Gesicht in den Händen vergraben, und weinte. Die ohnmächtige, einsame Verzweiflung erschütterte Wolfram. Wohl ehrte er ihren verborgenen Schmerz, aber stärker war in ihm doch der Wille, zu trösten und zu helfen.

Unbekümmert darum, wie sie es aufnehmen könnte, rief er: „Fräulein Brodysen!" und lief die Böschung hinab. Sie sprang auf und starrte ihn an. Er wunderte sich, daß ihr Gesicht tränenlos war, auch keine Tränenspuren zeigte.

„Ich — ich — habe etwas Kostbares zerschlagen," stammelte sie verlegen. „Darum weinte ich."

„Das ist nicht wahr, Fräulein Brodysen. Aber warum erwarte ich auch Vertrauen von Ihnen," sagte er bitter, „Ihre Nichtachtung fühle ich ja täglich."

Er merkte, wie tief er sie traf. Denn ihre scheue Zurückhaltung verbarg nicht immer die hausmütterliche Fürsorge für ihn, und ihre starre Gleichgültigkeit zeigte doch Achtung vor seinem Wesen. Er wollte den Bann brechen. Seine Bitterkeit ergriff stets ihr Herz; mit gefurchter Stirn sagte er deshalb härter als sonst: „Sie haben recht! Ich bin es am wenigsten wert, Ihr Kamerad zu sein."

Sie lehnte sich an den starken Flaggenmast und sah ihn schweigend an.

Ihr Blick verwirrte ihn. „Fräulein Gesine, warum sehen Sie mich so seltsam an?"

Schmerzvoll lächelnd senkte sie den Kopf und sagte leis: „Tu' ich das? Ich weiß es selber nicht."

„Fräulein Gesine, weinten Sie so verzweifelt um Klaus Baas?" fragte er weich und herzlich. „Frühere Äußerungen Irenes ließen erkennen, daß Sie ihn lieben ..."

Ihre Augen wurden groß, als sie antwortete: „Um Klaus Baas? Ja, Herr Doktor Terjens, ich glaube, so ist es."

„Aber, daß Sie hierher flüchteten, beweist doch, daß Sie stark sein wollten, Fräulein Brodysen."

„So, wollte ich das? — Ja, Sie haben recht. Ich muß stark sein — stark bleiben."

Ihre Augen hatten plötzlich in einem fernen Nebelbild ein namenloses Glück erschaut, und eine wilde Angst packte sie, wenn sie daran dachte, daß sie einmal nicht stark genug sein könnte, den angebeteten Mann zu schützen — vor ihrer Liebe.

Sie hielt sich fester an dem Mast. Nur nichts merken lassen. Stark wollte sie sein, stark und still.

„Fräulein Gesine," sagte Wolfram leise, bittend, „tragen Sie es mir nicht nach, daß Irene ..."

„Aber, Herr Wolfram, Frau Irene ist unschuldig an meinem Schicksal. Haben Sie tausend Dank für Ihre Teilnahme. Ich verspreche Ihnen, nie wieder so fassungslos zu sein. Wollen wir gehen? — Der Abend kommt."

„Wie Sie wollen, Fräulein Brodysen."

Schweigend gingen sie durch die weiche Abendstimmung. Gesine schien es eine Ewigkeit, bis er wieder sprach: „Wie still es ist! Und wie einsam!"

„Ich bin daran gewöhnt; ich liebe die Einsamkeit."

„Kann man sich daran gewöhnen, wenn man jung ist? — Ich brauche Menschen. Nicht, um mit ihnen zu

leben, sondern um mit ihnen für die Menschheit zu arbeiten. Es kommt mir jetzt schon vor, als wäre es Jahre her, daß ich durch die hellen Straßen einer Stadt gegangen bin. Aber schließlich ist die große Welt ebenso klein wie die Welt hier auf der winzigen Hallig, oder umgekehrt."

„Bitte, erzählen Sie mir etwas von draußen aus der Welt." Sie wollte nicht sagen, aus seinem Leben.

Da sprach er zu ihr von den unbemittelten Studenten, ihrer Armut, dem Hunger nach Leben und von den großen Enttäuschungen. „Das ist der Fluch unseres Lebens, daß die Menschen mehr oder weniger glauben, alles habe seinen Preis. Das macht unser Leben so häßlich, trotz aller ehrlichen Arbeit. Man glaubt nicht mehr an menschliche Werte. Erfolg aber kann man nur haben, wenn man an den Wert der eigenen Persönlichkeit glaubt, sich durch nichts betören läßt!"

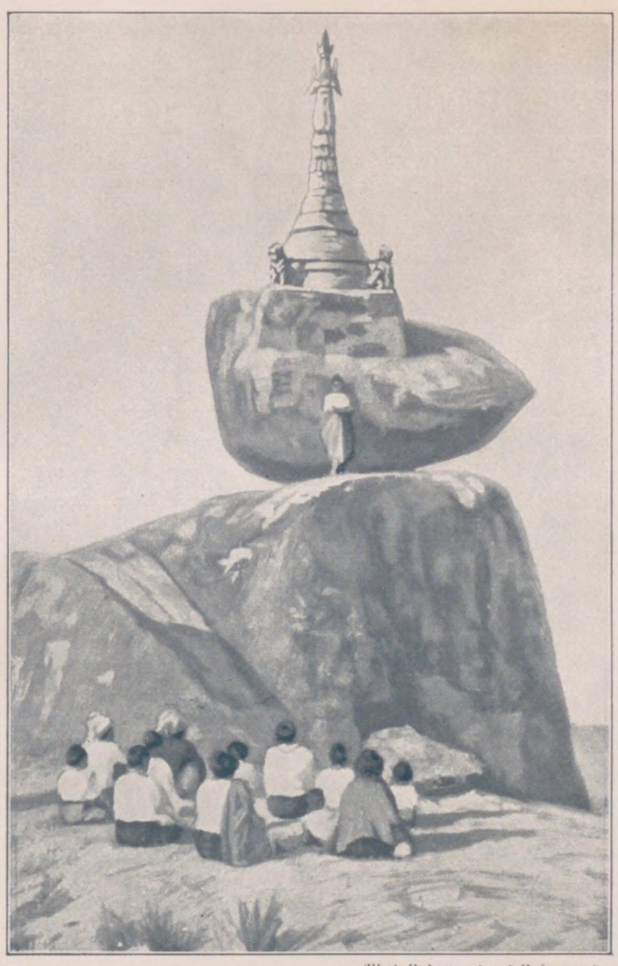
Helle Begeisterung war über ihn gekommen. Ein Leuchten stand auch in ihren Augen, als sie bewundernd ausrief: „Nichts hat Sie zwingen können, sich selber aufzugeben! Sie haben sich gesagt: Hier ist mein hohes Ziel, und jeder Weg muß dahin führen."

Er beugte sich vor, um ihr ins Gesicht zu sehen, und bemerkte zum erstenmal einen eigenartigen Reiz in ihren blassen Zügen, die jetzt von leichter Blutwallung rosig belebt waren.

Flüchtig dachte er, daß auch sie ihr Herz an einen Menschen wie Klaus verschenkt hatte, und sagte fast barsch: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; aber Sie schätzen mich zu hoch ein."

Schweigend gingen sie heimwärts.

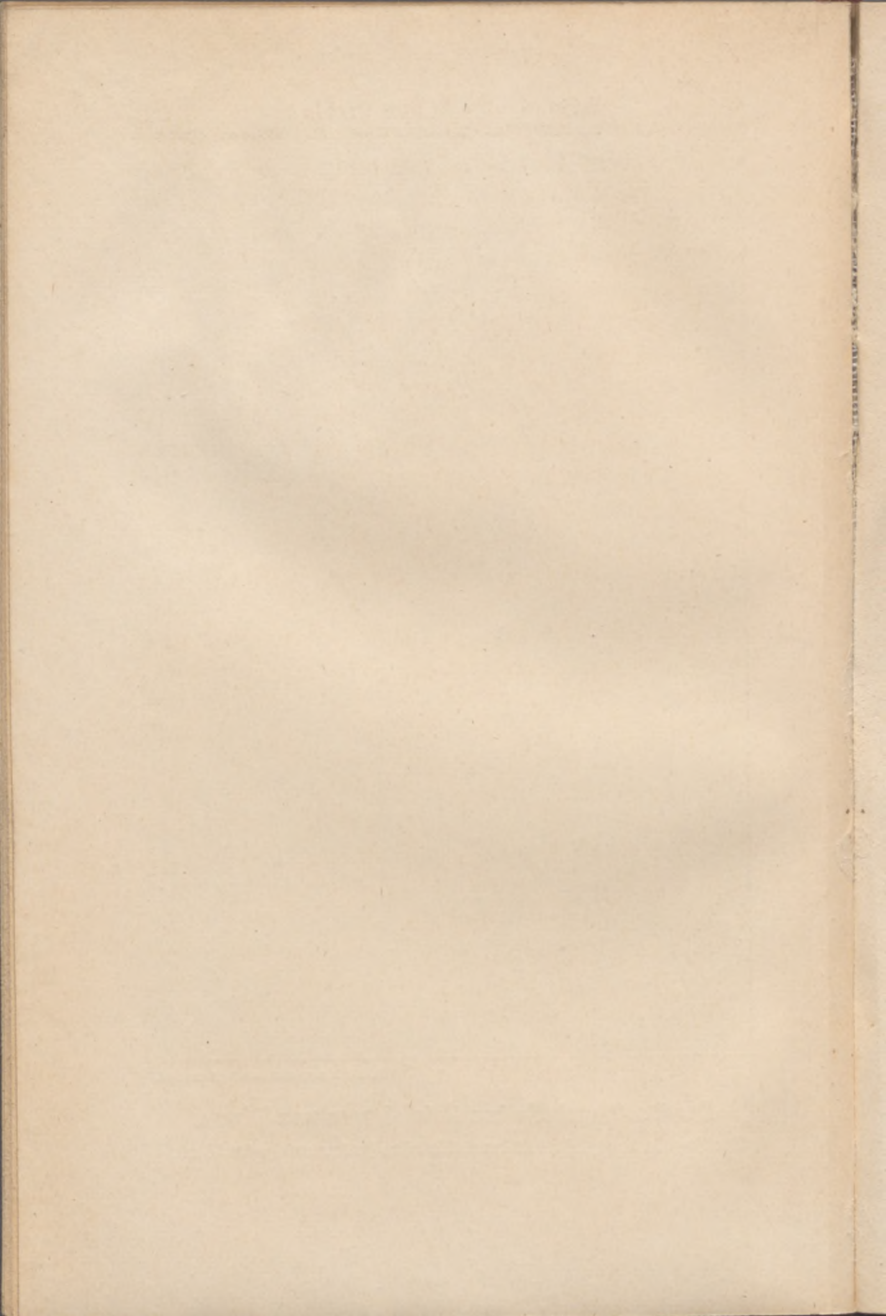
Die Dämmerung stieg immer höher hinauf und spannte ihr dunkles Tuch über die Hallig. Kein Laut war



Phot. Underwood and Und.rwood.

Die Bootpagode in den Kelasabergen von Birma.

Die Pagode bewegt sich mit der natürlichen Felsunterlage im Winde



weit und breit hörbar. Alle Halligleute waren heimgekehrt. Langsam und feierlich kam die Dunkelheit.

Da klang Wolframs Stimme aus dem Dunkel, weich, bittend: „Fräulein Gesine, ich kann Ihr Weinen nicht vergessen ..."

„Ich werde über meinen Kummer hinauskommen, Herr Wolfram."

„Auch wieder froh und glücklich werden?"

„Ich bin zufrieden und glücklich hier in der Einsamkeit, geborgen in der Güte Tante Allmersens. Anderes Glück braucht ein Mädchen wie ich nicht." Sie hatte ruhig und still gesprochen.

Finster war es geworden; klarer und heller leuchteten und flammten die Feuer der Leuchttürme von den Inseln herüber.

Sie sprachen nur noch wenig über gleichgültige Dinge.

Auf der Höhe der Allmersenwarft blieben sie noch einmal stehen und blickten über die Hallig. Dunkel und schweigend lag sie da. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Aus einigen Fenstern schimmerte schwaches Licht.

„Wie friedlich die kleinen Lichter stimmen," dachte Gesine. „Wie Grüße von fernen, unbekannten Seelen." So würde ihre Seele den geliebten Mann einst grüßen, wenn ihr Erdenweg vollendet war.

Scheu legte Gesine ihre Hand in die dargereichte Rechte Wolframs.

Dann ging sie ins Haus.

Capri und Ischia waren in ein Meer von Gold getaucht, und über dem Vesuv lagerte eine Wolke von so unwahrscheinlichem Rosenrot, daß einen das Erscheinen von zwei Raffaelschen Engeln auch nicht weiter gewun-

dert hätte — und blauer Himmel lachte über dem Golf von Neapel. Noch überstrahlte die Sonne im vollsten Glanz das Halbrund der vom Meer aus stufenweise aufsteigenden Stadt; aber schon erglänzte die mächtige Kuppel der Galleria Vittorio Emanuele in leuchtendem Rot; die kleinen Landhäuser auf der Höhe von Santo Elmo und die großen Villen auf dem Posilipo schienen wie mit purpurnen Farben übergossen.

Einer jener entzückenden italienischen Sommertage ging zur Neige, als aus dem großen vornehmen Hotel auf dem Platz von Piedrigrotta eine reisefertige Gesellschaft, heiter plaudernd, heraustrat und das vor dem Portal wartende, mit Koffern bepackte Auto bestieg.

„Nuovo Porto Mercantile! Norddeutscher Lloyd!" rief Iwan Soltykow dem Führer zu, der gleich ankurbelte.

Sie fuhren auf dem Corso Mergellina, mit dem Blick auf die Stadt, den Golf und den Vesuv.

„Siehst du dort in der Abendsonne das flache Dach der Basilika aufblitzen, Mutter Wassilowna?"

„Ich sehe es, Tatjana."

„Das ist die Kirche Monte Oliveto, die wir gestern besucht haben, und daneben das frühere Kloster der Olivetaner, wo — Doktor Allmersen hat uns davon erzählt — Torquato Tasso Aufnahme fand, als er krank und unglücklich war."

„Sehen Sie die gotische Basilika mit den hohen Türmen, Tatjana Iwanowna?" fragte Soltykow. „Das ist der Dom, dem heiligen Januarius geweiht."

„Dort die alte Kirche Maria del Carmina! — Dort San Francesco di Paolo, die Nachahmung des römischen Pantheons. — Ist es nicht so, Herr Doktor Allmersen? Ist es nicht schön?"

„Ja, es ist schön.“

Gert Allmersen nickte ihr mit dem lieben, ernsten Lächeln zu, das er ihrem impulsiven Empfinden gern vereinte. Sein Gesicht war unter der Sonne des Südens gebräunt. Der leidvolle, herbe Ausdruck, den die Kerkerjahre in seine Züge gegraben, war verwischt, etwas seelisch Frohes lag jetzt darauf, wie ein Glück, das aus Sorge und Leid entsprossen ist. Nur der frühere strahlende Glanz seiner Augen war verschwunden; sie blickten ernst, zuweilen verträumt, unter der Stirn, die tiefe Gedankenarbeit verriet.

Die kleine, zur Fülle neigende Sonja Wassilowna sah liebevoll zu ihm auf. Viel seelische Anmut sprach aus ihren klaren, klugen Augen. Allmersen war vom ersten Tag an von ihr geliebt und gehätschelt worden.

„Es waren märchenhaft schöne Tage,“ sagte Tatjana innig. „Ich danke dir, Mutter, daß du diese gemeinsame Fahrt angeregt hast.“

„Wenn's nur für unsern lieben Pflegling nicht zu viel war,“ sagte Frau Sonja besorgt, und ihre kleine fleischige Hand streifte leise über Allmersens Ärmel.

„Mir? — Ach, Mütterchen Sonja, mir ist ganz pudelwohl. Wenn Sie wollen, klettere ich sofort auf die höchste Bergzinne.“

„Imstande wären Sie dazu. Sie waren wohl ein folgsamer Rekonvaleszent, aber gelernt haben Sie nicht, auf sich achtzugeben; es ist nur gut, daß Sie jetzt unter den liebevollen, aber strengen Schutz Ihrer Gattin kommen.“ Da fiel ihr Blick auf Tatjana, die jäh erblaßt war. Verstummen und Verschattung. Dann die leise Frage: „Haben Sie ihr geschrieben, daß Sie auf der Heimreise sind? Und mit welchem Schiff Sie in Hamburg eintreffen?“

„Nein. Vielleicht bin ich ihr in der langen Zeit fremd geworden und muß erst um ihre Liebe werben."

Rasch wandte Soltykow sich dem Freund zu. „Nun, du kommst mit einem Herzen voll Sehnsucht und treuer Liebe und kommst als gesunder Mann."

„Wie gut, lieber Soltykow, daß Sie auf der Operation bestanden und der alte Geheimrat sich zur Ausführung bewegen ließ," sagte Mutter Sonja. „Es waren bittere Stunden der Aufregung und Angst für uns damals, nicht wahr, Tatjana? — Wir standen vor dem Operationszimmer des Sanatoriums wie zum Tod Verurteilte, bis der Ausspruch des Arztes uns endlich Erlösung brachte."

„Nun, die schlimme Zeit ist vorüber," rief Soltykow lebhaft. Die Rippfellentzündung fürchteten wir schon in Grujuwska. Damals hätte Gert sie nicht überstanden. Aber in dem einen Jahr im Süden war die Lunge so gut ausgeheilt, daß man die Rippen entfernen konnte. — Nun freut sich unser Freund seiner Gesundheit, freut sich auf ein reiches Berufsleben. Ja, ist es nicht großartig, daß Zöllner, sein früherer Chefarzt in Hamburg, auf Allmersens Beichte hin ihm sofort geantwortet hat — umgehend — und ihn bat, wieder als sein Erster Assistent bei ihm zu wirken!"

Die beiden Frauen wandten sich Allmersen zu; ihre Augen glänzten feucht. „Wie uns das freut!" rief Mutter Sonja.

Gert Allmersen dachte an Irene, an seine Mutter und den Bruder mit schmerzlicher Wehmut und wunderte sich zugleich, wie still und friedvoll sein Herz schlug.

„Wie lange ist es eigentlich her, daß mein Freund mich als willenlosen Schwerkranken in Ihr Haus brachte, Mütterchen Sonja?" fragte er.

Sie mußte sich erst besinnen.

„Es war im Januar, jetzt ist es Juli.“

„Wieviel Glück sich in so kurzer Zeit erleben läßt,“ sprach Tatjana mit weicher Stimme vor sich hin, die Wimpern zueinander hin gesenkt.

„Ja, es war eine glückliche Zeit,“ rief Gert Allmersen begeistert, „diese wundervollen Tage der Genesung in Ihrem trauten Heim, von so viel Liebe gehegt und gepflegt!“

Soltykow, zurückgelehnt, die Zigarette im Mundwinkel, fühlte sich in dem Gedanken, nach der Abreise Gerts noch einige Zeit der alleinige Begleiter der Damen zu sein, von strömendem Glücksgefühl durchrieselt; befriedigt entgegnete er: „Ja, Freund, das Leben! Das Leben! Das Leben und die Heimat! Nun hast du beides wieder!“

Der Wagen fuhr jetzt durch den Corso Umberto, an Juwelierläden, Modegeschäften, Antiquariaten, Hotels, Konditoreien vorüber zum Zentrum des Hafens.

Menschen standen in Gruppen, lachten, plauderten, Musik klang von irgendwo her. Zeitungsausschreier mit den neuesten Blättern aus Rom, Berlin, Paris, London riefen Neuigkeiten aus; Blumenmädchen und Straßenhändler boten ihre Waren an.

Laut und lebhaft brandete das Geschäftsleben, wo das neue Prachtschiff des Norddeutschen Lloyds zur Weiterfahrt bereitstand.

Leichter Rauch stieg aus den vier mächtigen Schornsteinen des herrlichen Schiffes, das so recht die Äußerung des Lebenswillens eines Kulturvolkes, das über alle Hemmungen hinweg sich weiter zu behaupten bestrebt ist, wiedergab.

Hunderte waren gekommen, das Schiff zu bewundern.

Von allen Seiten sah man Autos, vornehme Gespanne und Mietwagen den Eingangstoren des Anlegeplatzes des Norddeutschen Lloyds zueilen. Schnell war das Gepäck von den Matrosen des Schiffes abgeladen, auf Deck gebracht und hier aufgestapelt, während andere Hände es in den Laderaum des Schiffes schafften.

Jetzt hielt auch Gert Allmersens Auto vor der Landungsbrücke.

Soltykow ergriff des Freundes Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Lebe wohl, Gert, lebe wohl und laß bald von dir hören, wenn du daheim bist."

„Wir haben noch Zeit," sagte Mutter Sonja, „ein Viertelstündchen können wir noch auf dem Schiff zusammenbleiben. Wir möchten Ihre Kabine sehen, Doktor Allmersen."

Sie durchwanderten das Schiff.

Ein kleines Mädchen trat an sie heran und bot Blumen an. Allmersen wählte zwei schöne Rosen und überreichte sie den Damen. Tatjana wandte sich ab. Zärtlich führte sie die Blüte heimlich an die Lippen. Eine Träne fiel darauf. So viel Unausgesprochenes, Verhaltenes lag zwischen ihr und dem Scheidenden. So viel. Da stand er und schien zufrieden, fast heiter zu sein. Übermächtig bewegte sie das Verlangen, zu wissen, wie es in ihm aussah, und sie fragte: „Sind Sie glücklich?"

Er wartete ein paar Sekunden, ehe er antwortete: „Ich weiß nicht, wie mich die Heimat aufnimmt."

Sie reichte ihm die Hand.

Gerts Gesicht neigte sich innig auf die zarte Hand. Es war, als ob seine Lippen eine Rose oder Lilie berührten. „Vergeben Sie mir mein Schweigen von damals," bat er leise.

Ihre Hand sank kraftlos herab.

„Ihr Schweigen in Kubinskoje — es gab mir ein seliges Hoffen,“ sagte sie still.

Da wußte er, daß sie nicht überwunden hatte. Schmerz und Freude löste diese Erkenntnis in ihm aus; doch der Schmerz verdrängte die Freude.

Die große Dampfsirene gab ihr zweites Zeichen zur baldigen Abfahrt.

„Wir müssen gehen,“ drängte Soltykow.

Als das stolze Schiff längst in Bewegung war, winkten Soltykow und Mutter Sonja noch von der Mole aus. Tatjana hatte sich abgewandt. Ihr Herz blutete.

Allmersen stand noch lange auf dem Achterdeck und sah mit seinem Fernglas über die entschwindende Stadt. Schräg aus dem Vesuv quoll nur wenig Dampf hervor. Die rosenrote Wolke war blaß geworden. Dagegen schwamm Ischia in allen Farben.

Allmersen legte das Fernglas wieder fort. Er setzte sich in den Verbindungsraum zwischen Halle und Bibliothek und überlegte, was er Zöllner auf sein Angebot antworten, wie er ihm danken sollte. Unter anderem hatte dieser ihm geschrieben, daß in wenigen Jahren auch für ihn das Alter käme, das ihm gebot, die Stellung an der Klinik aufzugeben, um einem Jüngeren — ihm — Platz zu machen. Aus diesem Brief des verehrten früheren Chefs strömte ihm der Atem größten Vertrauens zu, und er fühlte, daß sein ganzes Menschsein in der Arbeit, die seiner harrte, aufgehen würde. Und dann kam in einer dunkel glücklichen und unglücklichen Sehnsucht der Name „Irene“ über seine Lippen. Leise und zart, wie ein flehendes kleines Gebet zog es durch seine Seele: „Sie darf mich nicht vergessen haben. Sie ist mir wie eine der wichtigsten Wurzeln, mit denen ich in der heimatlichen Erde verwachsen bin.“ Seine Gedanken weilten in den

einsamen Heidemooren seiner Hallig, und er glaubte den tiefen, schattenweichen Duft eines friesischen Waldes zu spüren. Vor ihm erstand das Bild seines früheren ruhigen Heims in einer jener stillen Straßen Hamburgs, die in der Nähe der Klinik liegen.

Er schrak aus seinen Träumen auf. Zwei Herren gingen, lebhaft Italienisch sprechend, rasch durch den Raum zur Bibliothek.

Die italienischen Laute brachten seine Gedanken zurück in das palmenumstandene weiße Haus in Ragusa, zu den beiden Frauen.

Er dachte an jene Nacht, als er nach Wochen seit seiner gefährlichen Operation erwacht war in einem breiten weißen Bett, das seine müden Glieder weich und lind umschloß; wie er in wohltuender Mattigkeit gefühlt hatte, daß jede Gefahr vorüber war.

Immer war jemand um ihn gewesen, der ihn bediente und nach seinen Wünschen fragte. Meist war es Mutter Sonja, die stets ihre fleißigen Finger bewegen mußte; gewöhnlich hatte sie große Knäuel zartfarbiger, leuchtender Wolle im Schoß und schuf mit der Häkelnadel bunte Blumengebilde. Es war so hübsch, halb im Schlaf zuzusehen, besonders wenn aus dem Nebenzimmer die weichen Töne Schumannscher Musik erklangen, von Tatjana gespielt.

Oft saß auch Tatjana an seinem Lager mit strahlenden, stillen Augen. Sie achtete auf jede seiner Bewegungen, jeden Wunsch und suchte, ihm zuvorzukommen. Einmal, als seine Hand achtlos von der Decke auf ihren Schoß geglitten war, strich sie scheu mit ihren Fingern darüber hin, und als er sie fragend angesehen hatte, sagte sie innig: „Ich freue mich so.“

Diese Worte hatte er im Herzen bewahrt.

Eines Tages gegen Mittag war Tatjana an sein Bett getreten und brachte frische Frühlingsluft von draußen mit und einen Strauß selbstgepflückter Blumen. Sie beugte sich über ihn, küßte ihn leise auf die Stirn; ihre Lippen waren lind und frisch wie Frühlingswehen.

„Wissen Sie, wer Sie so küssen läßt? Seinen russischen Freundesgruß sendet?" fragte sie. „Soltykow. Ich bin ihm soeben begegnet. Er hat zum Teil Flugzeuge benutzt, um rasch hier zu sein."

„Dann darf ich ja endlich das Bett verlassen mit meinen wiedererstarkten Gliedern," hatte er ausgerufen, und sein Blick war ihrem aufleuchtenden Lächeln begegnet.

„Ja," sagte sie, „nach Soltykows Anordnung. Er wollte im Hotel absteigen. Ich habe ihn gebeten, bei uns zu wohnen."

Da war ihm der frohe Ausruf entflohen: „Wie wird mein Freund darüber glücklich sein!"

Verwundert hatte sie ihn zuerst angeschaut; dann erschienen zwei feine Falten zwischen ihren Brauen und ein schmerzlicher Zug um die fein auslaufenden Mundwinkel. „Sie brauchen ärztliche Aufsicht, wenn Sie das Bett verlassen," sagte sie und war traurig hinausgegangen.

Scheu hatte sie sich zurückgezogen, als Soltykow die Pflege übernahm.

Ja, Tatjana war von einer Lieblichkeit der Seele, die erschütterte. In alten Familien gibt es manchmal solche Kinder; sie fühlen und schauen. Während ein leidenschaftliches Liebesempfinden und Hingebungsbedürfnis sie zu Menschen treibt, werden sie durch ihr zartes Gefühl, ihre feine Empfindung immer wieder auf sich zurückgewiesen. Es gibt keine Liebe, die sie sättigt, denn alles ist zu klein für das Übermaß ihrer seelischen Aussprache.

„So ist Tatjana," dachte er voll schmerzlicher Teilnahme; „solche Menschen werden nicht glücklich, denn die Erde ist keine Heimat für sie. Süße, liebe Tatjana ..."

Allmersen erhob sich und ging in den Lesesaal. An einem der Schreibtische nahm er Platz. Er wollte auch an Mutter Sonja schreiben und ihr noch einmal recht von Herzen danken, ihr und Tatjana.

Das Abendessen der Erste-Kajüte-Reisenden war beendet, die Kellner hatten bereits Zigarren und Zigaretten herumgereicht. Die Kapelle, welche während der Tafel gespielt hatte, war mit ihrem Programm fertig und verließ die Galerie des Speisesaals. Erfrischende Abendluft wehte durch die geöffneten großen Fenster.

Allmersen stieg auf das Promenadendeck, um den schönen Abend zu genießen und die wundervollen Farbenspiegelungen der Natur zu beobachten.

Das Spielzimmer war voll besetzt. Trotzdem herrschte Stille, weil fast alle Anwesenden spielten. Aus dem Musiksalon, dessen Türen eben offen standen, vernahm er lebhaftes Händeklatschen, und aus dem Rauchzimmer, dessen Fenster geöffnet waren, drang Lachen und lautes Sprechen. Das bunte Getriebe berührte Allmersen angenehm, hob seine frohe Stimmung. Er ging nicht schnell; langsam schritt er um das ganze Promenadendeck herum, einmal und immer wieder.

Das Meer spielte mit leichten weißen Wellen um das Schiff. Nicht einen Augenblick war es unbewegt. Am dunklen Horizont strahlten funkelnde Sterne. Allmersen konnte sich an den Schönheiten der Nacht nicht satt sehen. Er zog einen bequemen Liegestuhl herbei und nahm Platz.

Von der dritten Kajüte herauf klang nach den ersten Akkorden einer Balalaika eine Stimme, die ein schwermütiges russisches Volkslied sang.

Still und andächtig hörte Allmersen zu und träumte in die Nacht hinaus. Ein Bild der jüngstvergangenen Zeit stieg in ihm auf; als er an einem linden Spätabend mit Tatjana auf der blauen Adria bei Ragusa im Boot leise dahinfuhr. Der volle Schein des Mondes fiel auf das junge Mädchen. Ihr ernstes, bleiches Gesicht sah wie verklärt aus, während sie auf einer Balalaika musizierte und mit voller, weicher Stimme ihr tiefempfundenes Lieblingslied sang. Ohne zu wissen, wie es kam, summte er jetzt mit leiser Wehmut den Anfang des Liedes vor sich hin:

„Wir haben uns getrennt, doch ich bewahre
Dein Bildnis für und für in meiner Brust ..."

Gedämpft klang über das Deck hin die Schiffsglocke, welche die neu beginnende Wache anzeigte. Der Schein des Mondes fiel nicht mehr voll auf das Schiff, sondern seitwärts auf das weite Meer, dessen Wellen das stolze Schiff spielend umschäumten, als wollten sie es streicheln.

Als Allmersen seine Kabine aufsuchte, sah er vor sich am Horizont eine dunkle Wolkenwand langsam aufsteigen. Ihm war, als türmten diese Wolken sich vor sein Ziel.

Auf der ganzen Fahrt blieb das Wetter schön, sogar der Golf von Biskaya und der Englische Kanal zeigten sich von der freundlichsten Seite. Auch jetzt, kurz vor Kuxhaven, deutete nur eine schwache Dünung die leichte Bewegung des Meeres an, die auf das große Schiff keinen Einfluß hatte.

Der Morgen dämmerte. Allmersen ging nicht mehr von Deck. Freude und Schmerz durchbebten sein Inneres. Er schaute gebannt über das weite Wasser nach der da und dort auftauchenden grünen Küste. Möwen flitzten kreischend unter dem Himmelsblau landein.

Die Ferne lag duftumsponnen und doch entzückend klar. Mit der Flut fuhr der Dampfer in die Elbe, die im Sonnenschein erglänzte. Landeinwärts tauchten betürmte Städtchen auf mit alten Giebelhäusern in Gruppen und Zeilen. Da und dort ragten Masten und Segel; auf der Kuppe des grünen Deichs, zart im satten Blau, drehten sich im Wind die Flügel der Mühlen. In der aufgehenden Sonne glänzten die Häuser von Haseldorf, Holm und Wedel.

Schon sah man in der Ferne Altona mit seiner grünbehelmten Hauptkirche; rechts davon, wie in leichten Nebel gehüllt, ragten die Türme Hamburgs auf.

Allmersen lehnte sich an die Reling, nachdenkend, wohin er zuerst gehen sollte. Er gab sich keinen Illusionen hin, sondern blickte klar und nüchtern in das unvermeidlich Peinliche seiner Lage.

Vielleicht wäre es doch richtiger gewesen, er hätte Irene erst geschrieben und ihre Antwort abgewartet. Es war leichter, von seiner Tat und seinem Kerkerleben zu schreiben, als zu sagen, daß er nach dem Maßstab der Welt ein Verbrecher sei. Doch dann dachte er an das Glück seiner Ehe und beruhigte sich mit dem Gedanken: „Irene liebt mich; es ist zu erwarten, daß sie mich begreift.“ Er glaubte daran. Aber gefaßt wollte er seinem Schicksal entgegentreten, ohne zu erbeben, was es auch für ihn vielleicht an Bitternis bereit hielt.

Blankenese fiel ihm auf mit seinen Neubauten.

Jetzt sah er die Fischerdörfer Neumühlen und Övelgönne. Dort hatte er mit Irene sein erstes Heim aufschlagen wollen; am Abhang zwischen den kleinen Hütten am Strand wollte er ein kleines Haus bauen, seinen Einkünften entsprechend. Es war nicht dazu gekommen; Irene hatte sich dagegen gewehrt und wollte hinauf auf

den Gipfel des Hügels, wo die reichen Hamburger und Altonaer ihre Landhäuser hatten, zwischen Gärten mit weiten Rasenflächen, Buchsbaumhecken und chinesischen Gartenhäusern. Dort zu bauen, war über seine Verhältnisse gewesen, und so hatten sie in der stillen Worpsweder Straße, in der Nähe der Klinik, ihr Heim gegründet.

Ja, zuerst wollte er dorthin gehen.

Er verließ den Dampfer. Nachdenklich betrachtete er den Hafen, die Lebensader Hamburgs, sah die stolzen Maste der Schiffe in die Höhe ragen, ihren weltmeerdurchfurchenden Bug in blaue Weiten weisen, empfand das Kraftgefühl der Menschheit, horchte auf die rollende, surrende, hämmernde, pfeifende, stöhnende Sinfonie der Arbeit. Wie lange Zeit hatte er dies überwältigende Bild des flutenden Weltverkehrs nicht gesehen, das ihn in seiner Schulzeit immer so ergriffen hatte.

Aber die Rückkehr nach soviel Jahren machte ihn nicht sentimental; im Gegenteil, ein Gefühl kalter Spannung herrschte vor.

Er ging durch die hastende Menschenmenge, die in hellen und dunklen Kleidern zu den Haltestellen der Untergrundbahn eilte. Er sah, wie Menschen, einzeln oder in Schwärmen, ihrer Arbeit entgegenzogen; alle glichen einander im Aussehen, und jeder trug dasselbe kleine Bündel. Langsam bog er in eine Straße ein, in der es ruhiger war und die Leute bedächtiger gingen. Nun eilte er seinem Heim entgegen, Schritt für Schritt. Irene ahnte es nicht!

Würde sie erschrecken? An seine Brust stürzen, in seine ausgebreiteten Arme, an sein jubelndes Herz?

Nun war die Stunde da, tausendmal ersehnt und erträumt. Wenn er ein Auto nahm, würde er sie in einer halben Stunde sehen — würde sie alles erfahren, Auf-

klärung erhalten über all das Unbegreifliche in seinem Leben.

Wenn sie nicht mehr in der Worpsweder Straße wohnte, wenn sie nicht mehr in Hamburg lebte? — Wenn sie — auch das war ja möglich — nicht mehr seine Frau war, eines anderen Weib?

Gert Allmersens Herz klopfte. Den Entschluß, sofort zu Irene zu fahren, verwarf er. Er hielt es für richtiger, diese Begegnung nicht zu überstürzen. Er wollte zuerst eine Unterkunft suchen, daß er nicht auf der Straße lag, wenn Irene nicht mehr seinen Namen trug.

Er winkte ein vorüberfahrendes Auto herbei und ließ sich nach dem Alsterbassin fahren. Da er Hunger spürte, wollte er auf der Straßenterrasse vor dem Pavillon an der Alster, wie er es so oft in seiner Junggesellenzeit getan, frühstücken.

An einem der kleinen marmornen Tische, zwischen Palmen, die in Kübeln standen, nahm er Platz.

Der Kellner brachte den bestellten Kaffee, sprach ein paar Worte über das Wetter, trug Butter, Ei und Schinken herbei, und wunderte sich über den wortkargen Gast, der auf seine freundliche Ansprache gar nicht einging.

Allmersens Gedanken waren eingesponnen, gehörten seiner Frau, um deren Schicksal — er wußte keine Erklärung dafür, warum — er besorgt war. Drohte ihr Gefahr, vor der er sie bewahren konnte? — Wie kam er auf solche Gedanken?

Sein Hungergefühl war fort; er aß wenig. Inzwischen war es heller Tag geworden. Andere Menschen sah man jetzt, Leute in anderen Lebensverhältnissen, die ihnen erlaubten, zwei Stunden später aufzustehen. Sie kamen aus ihren Häusern, wenn die Sonne schien, ohne ihren Aufgang mit erlebt zu haben.

Allmersen ging die wenigen Schritte zum Hotel der „Vier Jahreszeiten" und ließ sich ein Zimmer geben. Er gab dem Portier seinen Gepäckschein und bat, seine Koffer gleich besorgen zu lassen. Umgekleidet, fiel es ihm wie eine Erleuchtung ein, daß man durch das Adreßbuch und durch das Telephon vieles erfahren könne. Sogleich suchte er das Schreibzimmer auf und suchte im Adreßbuch.

Da — hier stand: Worpsweder Straße — zwanzig. Allmersen verspürte einen Riß in seiner Brust, als sei ein Blutgefäß zersprungen. Fremde Menschen wohnten in seinem Heim.

„Aber," so sagte er sich, und er fühlte, daß er sich mit einer Hoffnung betrog, um sich zu beruhigen, „sie kann ja eine andere Wohnung haben; vielleicht war diese zu teuer für ihre Einkünfte."

Mit leise zitternden Händen schlug er die Seiten: A — All — auf. Sein Finger verfolgte die Buchstaben. Nichts. Sein Name fand sich nicht.

Er klappte das Buch zu, sprang auf und eilte zur Tür. Plötzlich schlug er sich heftig an die Stirn. „Wie töricht!" dachte er, „sie ist gewiß bei ihren Eltern."

Als Allmersen die Treppe hinunterging, lag eine tiefe Falte zwischen seinen Augenbrauen. Den Portier, der ihm die schwere Glastür öffnete, bat er, ein Auto herbeizurufen.

Der herbeieilende Führer sah verwundert einen Herrn aus dem Hotel treten, stehen bleiben und vor sich hin starren. Einige Sekunden wartete er, sprang dann vom Wagen und ging auf Allmersen zu, der noch immer in der gleichen Stellung verharrte.

„Wollten Sie den Wagen, Herr?"

Allmersen sah auf, bestätigte die Frage und nannte

sein Ziel. Allmersen verfolgte gespannt den Weg, den der Wagen nahm; endlich entdeckte er die richtige Straße, erkannte sie an den Rotdornbäumen, die gepflanzt worden waren, als Irene seine Braut war.

Der Führer hielt vor einem Haus. Allmersen starrte zum ersten Stock mit den zwei Balkonen hinauf. Es war die Wohnung seines Schwiegervaters, die Stätte glücklicher Erinnerungen. Das Haus sah etwas verwahrlost aus. Kalk stäubte herab, als Allmersen vor die Haustür trat. Etwas hastig wollte er, wie er es früher getan, sogleich auf den Klingelknopf des ersten Stockes drücken, da bemerkte er, daß der Name seines Schwiegervaters nicht mehr unter den Bewohnern des Hauses angegeben war. „Frau von Leinert" wohnte jetzt im ersten Stock. Kurz entschlossen läutete er. Mechanisch wurde die Haustür geöffnet. Langsam stieg er die kahle Treppe hinauf, auf der kein Teppich mehr lag.

Ein junges, sauber gekleidetes Mädchen wartete in der Tür auf ihn. Er brachte sein Anliegen vor, daß er Frau von Leinert um eine Auskunft bitten möchte, und gab ihr seine Karte.

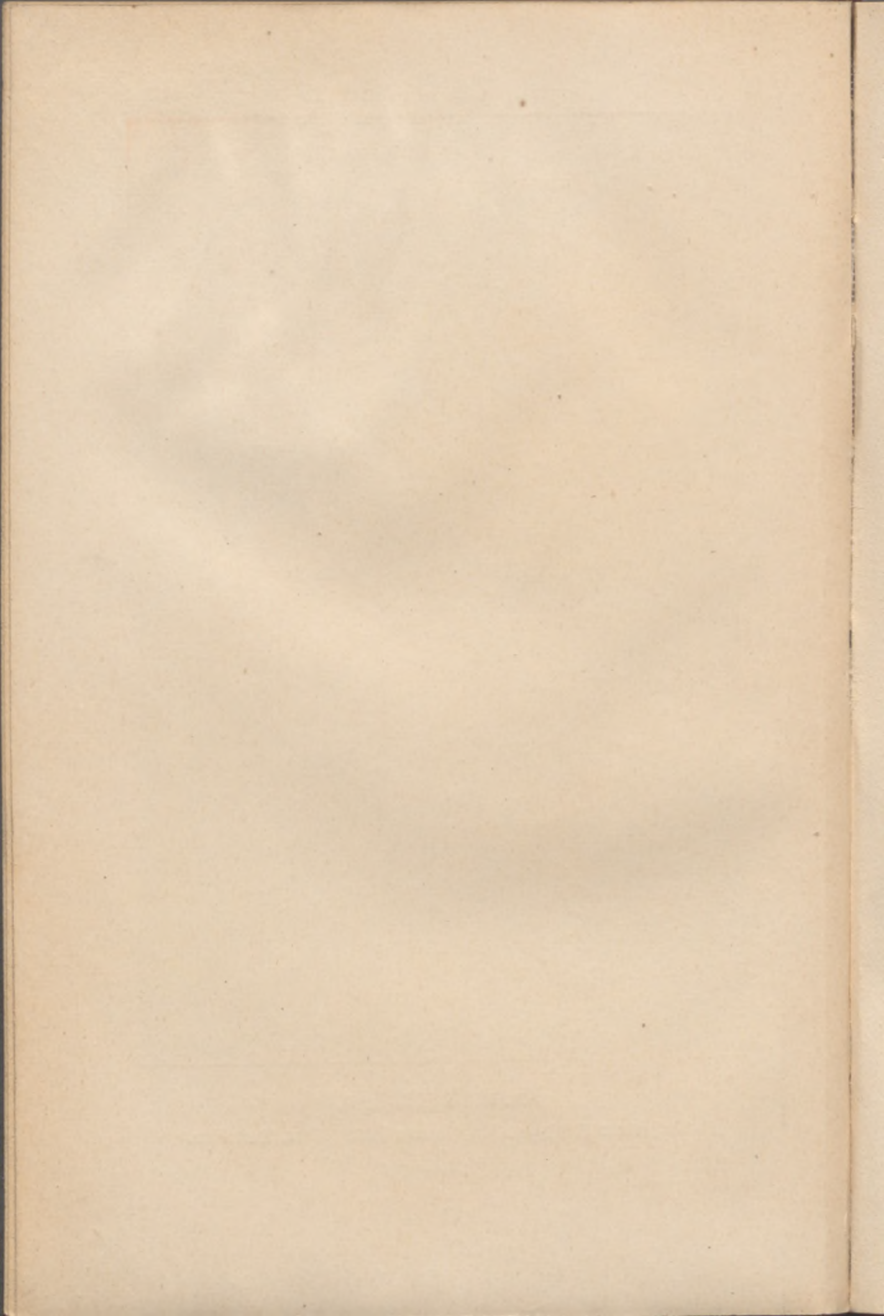
Das Mädchen ging in das nächstliegende Zimmer und kam sogleich zurück: „Frau von Leinert wird Sie empfangen."

Dann ging Allmersen hinein. Es war ein einfach ausgestatteter, hell und licht gehaltener Raum. Er sah ein großes Fenster mit weißen Gardinen. Aus einem Armstuhl erhob sich eine Gestalt; groß und schlank. Ein feiner Greisinnenkopf wandte sich ihm zu; dunkle, große Augen blickten ihn voll und ernst an. Das Gesicht, von Leid und Sorgen gefurcht, war edel geschnitten. Allmersen erkannte in der Dame die Gattin des Kommandierenden Generals von Leinert, die eine so gütige Förderin Ludwig



Ein uralt Kirchlein.

Nach einer Kunstphotographie von Franz Beer, Dornbirn.



Worthsteins gewesen, als er mit seinem ersten Musikwerk in die Öffentlichkeit trat.

Er verbeugte sich tief. „Vergeben Sie, Exzellenz, wenn ich störe!"

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Doktor?" fragte Frau von Leinert entgegenkommend. Der Name des Fremden kam ihr wohl bekannt vor, aber sie erinnerte sich nicht. Ihr fiel die Ratlosigkeit in dem vergeistigten, ernsten Gesicht auf, und sie wiederholte herzlicher: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doktor."

Mit einer Verbeugung dankend folgte er der Aufforderung und sagte: „Ich komme, um Auskunft zu bitten über den Aufenthaltsort von Professor Terjens. Er wohnte viele Jahre in diesem Hause."

Sie blickte ihn voll an. Dann lächelte sie kaum merklich, indem sie entgegnete: „Frau Professor Terjens kaufte unser Landhaus an der Alster, und wir wechselten die Wohnungen." Der Gleichmut der großen Dame lag in der Art, wie sie das sagte.

Heiße Röte stieg Allmersen in die Wangen; er war erschrocken und erstaunt zugleich. „Verzeihung, Exzellenz — habe ich richtig verstanden: meine Schwiegermutter kaufte Ihren großen Besitz an der Alster? Wie ist das möglich?"

Da kam auch der Greisin das Erkennen. Sie wollte ihr Herz hart abschließen vor dem Mann, der zu jener Familie gehörte, die mitschuldig an ihrem materiellen Elend war. Sogleich aber besann sie sich darauf, wie unbefleckt dieser Mann von all dem Häßlichen sein mußte; er wußte ja noch nicht einmal, wo und wie seine Angehörigen lebten.

Nachsichtig lächelnd sagte sie: „Sie wundern sich?"

„Ja, Exzellenz, ich begreife nicht. Meine Schwieger-

eltern besaßen kein Vermögen. Wie können sich die Verhältnisse so geändert haben?"

Frau von Leinert schwieg einige Sekunden; dann sagte sie, Allmersens Blick mit forschender Eindringlichkeit festhaltend: „Ja, wissen Sie denn nichts? Die große Not stürzte die alte Welt, der neue Reichtum griff brutal zu — wie Sie sehen — ein denkwürdiges Umwälzen alles Bestehenden. Treue zerstob; nicht nur Kühnheit — Habgier griff nach bisher Verbotenem, daß viele zerschellten."

Sie brach ab. Etwas Starres kam in ihr Gesicht, in ihre Gestalt. „Das ist auch unserer alten Familie widerfahren."

Welches Erlebnis! Obgleich dies Geschehen kein anderes war, als wie es im Wechsel der Geschicke nach großen Kriegen oft genug gekommen, so erschrak er doch tief darüber, daß Angehörige seiner Familie im Zusammenhang mit diesem Wandel der Dinge standen. Noch immer pulste ungebrochen in Allmersen die Fähigkeit, das Unglück seiner Mitmenschen mitzuempfinden, und sein Herz, seine ganze Naturanlage begeisterten sich für diese edle Greisin. Er war erschüttert.

„Exzellenz haben großes Unrecht erleiden müssen," sagte er schüchtern. „Aber alles kann wechseln. Wie beglückt würde ich sein, Exzellenz ein wenig beistehen zu können."

Sie errötete. „Mit dem materiellen Verlust haben meine Enkel und ich uns abgefunden," erwiderte sie lässig. „Man dient dem Vaterland am besten als Frau, wenn man die Gesundheit und das Gedeihen der Jugend stützt — außer meinen zwei Enkelinnen habe ich noch sechs liebe Kinder, die mir anvertraut sind. Not leiden wir nicht mehr, und für die ganz groben Arbeiten haben wir sogar seit einiger Zeit eine Hilfe."

„Ihr Herr Gemahl — Ihr Herr Sohn?"

Der Ruf, aus tiefstem Mitempfinden heraus, ließ sich nicht mehr zurückhalten.

Feierlich ernst blickte Frau von Leinert geradeaus, und langsam sprach sie: „Beide sind gefallen. Da frommt keine Totenklage, kein Herzeleid weckt sie wieder. — Eines nur tröstet, sie sahen nicht mehr den furchtbaren Zusammenbruch des Vaterlandes, erlebten nicht, wie man die Kinder, die Greisin von der Schwelle ihres Vaterhauses trieb."

Das war qualvoll zu hören. Und von dem Gefühl äußerster Beschämung hingerissen, sagte er, und es klang wie ein Aufschluchzen: „Und währenddem saß ich in Rußland gefangen, konnte meine Kraft, mein Leben nicht für das Vaterland einsetzen."

Die alte Dame hatte sich wieder ganz in der Gewalt. Mit gütigem Lächeln tröstete sie: „Sie gingen in die Fremde, kranken Menschen zu helfen, selbstlos der Wissenschaft zu dienen, Herr Doktor Allmersen."

„Sie wissen, Exzellenz?"

„Ich weiß es durch Ihren Freund. Hin und wieder, wie es sein Schaffen erlaubt, kommt er zu uns, mich und meine Kleinen durch seine herrliche Musik zu erfreuen."

„Ludwig Worthstein!" rief Allmersen erfreut. „Wo ist er? Lebt er noch in Hamburg?"

„Ja, in seiner alten Wohnung. Im Fremdenheim Lindhorst."

„Verzeihen Sie, Exzellenz — dann wissen Sie wohl auch, wo meine Frau jetzt ist?"

Frau von Leinert schwieg. Was zu antworten war, wollte sie ihm nicht sagen. Sie wagte auch nicht, ihn anzusehen. In ihrem Blick hätte dieser empfindsame Mann erraten können, was er zu erkämpfen hatte.

Sie leitete ihn von der Frage ab und sprach von Worthstein, wie er als Mann von Herz, als treuer Mensch sich nach dem Freund gesehnt habe, und wie ihn das Wiedersehen freuen würde. Von ihm würde er alles hören.

Die gütige Art der Dame half aber Allmersen nicht über ein schmerzliches Unbehagen fort. Aus dieser Empfindung heraus sagte er: „Verzeihung, Exzellenz, wenn ich noch einmal auf das Unerhörte zurückkomme. Ich verstehe es nicht. Meinen Schwiegervater kenne ich als pflichttreuen Lehrer der Jugend, als verträumten Forscher. Nur gewisse Elemente, rücksichtslose Streber, vielleicht auch kaufmännisch begabte Menschen konnten in den Kriegsjahren und während der Umsturzzeit größeren Reichtum erraffen. Mein Schwiegervater besaß keine dieser Eigenschaften."

„Den Eindruck habe ich auch," äußerte die Greisin leise lächelnd. „Aber es ist so, wie ich sagte. Von Vermögensverwaltung verstehe ich nichts; ich war nur Gattin und Mutter. Ich weiß nur von unserem Vermögensverwalter und dann später auch durch einen Rechtsbeistand, daß unser großes Vermögen in wenigen Jahren Null mal Null war, und daß die einst sichersten Papiere nichts mehr wert waren."

Als die junge Dienerin hereinkam und eine Frage an die Herrin richtete, bat die Generalin um Entschuldigung und reichte ihm die Hand. „Ich habe Ihnen zu Ihrer Heimkehr noch nicht Glück gewünscht, Herr Doktor Allmersen."

Sein Gesicht verdunkelte sich. „Vielleicht ging alles Glück in Scherben," entgegnete er und führte die Hand der Greisin an seine Lippen.

„Das Glück ist immer da, nur daß wir es selten er-

kennen und noch seltener ergreifen," tröstete sie und geleitete ihn bis zur Tür.

Allmersen ging langsam hinaus. Er dachte daran, wie er dies Haus zum erstenmal in seliger Liebe betreten, und an die vielen schönen Stunden, die er in dem Familienkreise seiner Braut verbracht hatte. Er ging den bekannten Weg. Grübelnd und sinnierend: „Wie wird es sein? — Was kommt nun?" — Die ganze alte Welt war versunken und ringsum alles verändert, rätselhaft unklar. Aus welchen Quellen war den Schwiegereltern der große Reichtum zugeflossen?

Wo war Irene? — Wohin war sie gegangen? — Vielleicht lebte sie bei ihren reichen Eltern? Das war das Nächstliegende. Einen Gedanken hatte er wohl noch, aber nicht den Mut, daran zu glauben. Nein, eine zweite Ehe hatte Irene nicht geschlossen.

Allmersen benutzte ein Taxameter, um wieder zu seinem Hotel zu gelangen. Er wußte, der Freund aß um zwei Uhr. Er konnte noch seine Koffer auspacken, im Hotel das Mittagsmahl nehmen und dann den Weg nach der Pension Lindhorst zu Fuß gehen. So würde er gerade zur rechten Stunde bei Ludwig eintreffen.

In wehmütiger Freude auf das Wiedersehen mit dem Freund aß Allmersen im Hotel. An einem Pfeiler in der Mitte des unruhigen Speisesaals hatte er Platz genommen. Er blickte unbewußt überlegen auf die Menschen, die gleich Puppen, an unsichtbaren Schnüren gezogen, durcheinanderliefen. Und er dachte an die Stunden, als er nach der Operation seinen Puls rasen fühlte, stechende Schmerzen im Hinterhaupt sein ganzes Hirn durchglühten, und er nach Fieberdelirien nicht mehr die Kraft gehabt hatte, sich zu bewegen oder ein Zeichen zu geben. Wie sich sein Wille wehrte und widersetzte gegen die

schwere Bewußtlosigkeit, die ihn niederzudrücken drohte. Die Traumvision in der letzten Kerkernacht fiel ihm ein, da seine Seele, befreit und geborgen, in den Armen seiner Mutter geruht hatte.

Seine Mutter! — Auch von ihr würde er durch Ludwig hören, von ihr und seinem Bruder. Sehnsucht nach ihr trieb ihn vom Tisch auf die Straße.

Zur selben Zeit saß Ludwig Worthstein während der Nachmittagsruhe in seinem gemütlichen Heim und las bei einer Tasse Kaffee und seiner gewohnten Zigarre die Zeitung. Dabei war ihm eine redaktionelle Notiz aufgefallen über eine musikalische Aufführung für Wohltätigkeitszwecke, bei der Irene Allmersen an hervorragender Stelle mitgewirkt hatte. Seit jenem Vormittag, da sie sich von ihrem verschollenen Gatten losgesagt, hatte er sie nicht mehr gesehen; Monate waren seitdem vergangen. Der Kritiker nannte sie in seiner lobenden Anerkennung eine wunderbare Frau von hoher Begabung. Heute dachte Worthstein ohne Schmerz an diese Frau, die er jahrelang heiß geliebt hatte, und die jetzt anderwo ihr Glück suchte. Seufzend sagte er sich, daß sie den Lockungen eines Lebens endgültig erlegen sein mußte, wo alles Lug und Schein war, was andere Menschen mit Glück bezeichnen.

Er biß sich auf die Lippen und besann sich, daß er zwecklos grübelte. Ein Schein dieser trüben Gedanken fiel auch rückwärts auf längst verflossene Zeit und einen geliebten Menschen, der — nach den letzten Nachrichten — wahrscheinlich gestorben war, auf Gert, seinen Freund. — Die Toten kamen nicht wieder.

Wozu immer wieder sein Gemüt durch solche Gedanken beschweren? Er lehnte sich im Sessel zurück und blickte

nach dem Flügel. Dort lag die vollendete Partitur seines Requiems, von Sonnenstrahlen hell beschienen. Noch gehörte dieses Werk nur ihm; doch fühlte er die ganze Zärtlichkeit des Schöpfers für sein Geschöpf. Bald trat es in die Welt hinaus, und begegnete er ihm einmal wieder, so sah er es mit fremden Augen an. Oder würde es mit diesem Werk anders sein? Sprach es nicht die reinste Sprache seines Wesens. War bei diesem Schaffen seine Seele nicht wach geworden, daß er Sigune in ihrer verschleierten Anmut schicksalshaft erkannte? — Sigune gegenüber empfand er nach wie vor heitere Ruhe; in sein Schaffen hinein goß der Gedanke an sie Leben, Glückverheißung. Daß er ihr wohlgefiel, sah er, aber ebenso, daß sie mit keinem Zug ihres Wesens aus ihrer umschatteten und zurückhaltenden Anmut heraustrat.

Damals auf der Hallig, als er ihr den Kunstgedanken seiner Partitur auf dem Flügel angedeutet, und sie ihn so verständnisvoll angelächelt hatte mit ihren von unbewußter Wehmut umschatteten Augen, hätte er sie an sein Herz ziehen und sie auf die Lippen küssen mögen, die so liebe Worte echter Herzensgüte sprachen.

Er aber, der doch schon so manchen schönen Frauenmund geküßt, hatte den Mut dazu nicht gefunden.

Da ging die Tür. Allmersen hatte gebeten, ihn nicht zu melden. Worthstein schaute auf, sah den Freund, der für verschollen, für tot galt, und der nun vor ihm stand, als wenn er nie fortgewesen wäre. Zwei, drei Herzschläge lang schauten sie einander an.

Da sprang Worthstein auf, breitete die Arme aus und rief jubelnd: „Gert — Gert! Du?“

Die Freunde hielten sich stumm umarmt. Immer wieder drückten sie sich die Hände und schauten einander an, unfähig, zu sprechen.

Dann saßen sie in den bequemen Klubsesseln, wie früher, aber noch umfangen vom Ansturm des ersten Wiedersehens. Immer wieder betrachtete Worthstein den Vermißten, lange Entbehrten liebevoll. „Was für ein edles, geistiges Gesicht," dachte er. Hatte ihn das Leid so verfeinert und geadelt? — Das Leben in Todesgewißheit? Das ausschließliche Leben der Seele im gefesselten Körper?

Allmersen erzählte in großen Zügen, was ihm widerfahren war. Während ihre Gespräche stockend und vorsichtig hin und her gingen zwischen dem Schwererlebten, der Rückkehr Gerts und dem, was in der Heimat geschehen war, dachte Gert unablässig: „Warum vermeidet der Freund, von Irene zu sprechen?"

Worthstein hörte erschüttert zu. Mit schmerzlichster Wehmut dachte er an Irene, überlegte die Form, wie er Gert mitteilen könne, was er wissen wollte, ohne daß es den Freund zu schwer traf. Einen Augenblick schien es ihm am richtigsten, ihn an seine Mutter zu weisen. Aber das war Torheit. Und in diesem Augenblick, als hätten die Gedanken des Freundes die seinen gelenkt, sagte Allmersen: „Wieder daheim, bei dir, Freund, finde ich alles, was freudig stimmen muß. Doch nun erzähle mir von den Meinen, von Irene."

„Du hast noch nichts erfahren?"

„Nein. Ich weiß noch nicht einmal, wo Irene wohnt."

„Du warst vergeblich in der Worpsweder Straße und in Altona und bist beunruhigt."

„Du sagst das so ernst, als ob . . . ist denn etwas geschehen? — Ist sie im Unglück? Ist sie keine freie Frau mehr — nicht frei mehr für mich?"

In seinem Gesicht zuckte es.

Worthstein entgegnete hastig. „Du fragst viel auf ein-

mal. Ich will dir zunächst kurze, klare Umrisse geben. „Deiner Frau geht es gut. Sie wohnt jetzt mit ihrer Mutter in Blankenese und war in letzter Zeit viel auf Reisen." Er lächelte verlegen. „Sie ist eine gefeierte Dame der reichen Welt, eine elegante Frau."

„Ludwig!"

Da merkte Worthstein, welchen Sturm er heraufbeschworen. Gert war aufgesprungen, lief umher, schlug die Hände vors Gesicht, wehrte sich gegen das aufdringliche Gespenst einer eleganten Frau. Er blieb vor dem Freund stehen.

„Kannst du mir das Geheimnis verraten, woher sie die Mittel, den Reichtum hat?"

„Ja, soviel ich weiß, durch die Mutter. Frau Professor Terjens hatte zu einer Zeit eine kleine Erbschaft gemacht, da so viele Menschen von Börsespekulationen lebten. Sie hatte einen guten Berater zur Seite. Gert! Ich verstehe davon nichts, ich weiß nur, daß Frau Terjens eines Tages in der Lage war, den großen Uhlenhorster Besitz der Generalin von Leinert zu erwerben."

Er hörte den Freund stöhnen. „Das ist das allerschlimmste," klagte Gert. „Ich war bei Frau von Leinert, ich spürte, diese stille Dulderin ist in schlimme Hände geraten."

Worthstein trat zu dem Freund und legte ihm die Hand sanft auf die Schulter: „Dein Urteil ist zu scharf und dadurch ungerecht. Du wirst erfahren, daß Frau Terjens mehr durch die ganze Lage der Dinge, wenn ich so sagen will, durch die Gemeinheit des Lebens aus dem stillen Kreis ihrer Familie herausgetreten ist — und deine Frau nur — immer noch das feine, liebenswerte Geschöpf ist." Um Gert abzulenken, sprach Worthstein von den vielen Kreuzen und Denkmälern des Friedhofs. Er

stockte, als Gert voll quälender Fragen aufsah, und sagte dann frei heraus: „Die Zwillinge Terjens, Eilhart und Dietmar, sind im dritten Kriegsjahr gefallen."

Gerts Hand suchte nach einem Halt. „Arme Mutter! Die beiden waren ihre Sonne. Wer will das Rätsel des Schicksals von Jugend, Tod und ungelebtem Leben lösen? — Wo liegt Sinn in diesem Dunkel?" sprach er sinnend.

Ludwig faßte Gerts Hand. „Und noch ein Mensch, der dir teuer war — Gottfried."

Erschüttert, fassungslos stützte Allmersen das Haupt. Sein Bruder Gottfried war tot. Wie eine Botschaft, die zu erhalten er immer befürchtet, nahm er sie jetzt hin. Es kam ihm vor, als hätte er ihn schon längst in Gedanken begraben. Gottfried hatte schon in seinen Knabenjahren einen so starken Willen zum Sterben in sich getragen, wie andere, weniger feine und weniger innerliche Menschen zum Leben. Oft hatten die beiden Brüder miteinander um den Wert des Lebens gestritten, endlos zwecklos; nun hatte Gottfried seinen Willen bekommen, er war tot. Damals, als Gert nach Rußland abreiste, sagte Gottfried fröhlich lächelnd, wie man sich eines bald erreichten Zieles freut: „Wir sehen uns nicht wieder, Bruder, ich danke dir für alle Liebe." Als der Zug schon hinausrollte, hatte Gert ihm zugerufen: „Wir sehen uns wieder!" so, als ob er das letzte Wort behalten wollte. Aber wie Gottfried den Kopf langsam und bestimmt geschüttelt hatte, das hatte er noch sehen können.

In diesen wehmütigen Erinnerungen suchte Gert Allmersens Seele die Seele seines Bruders.

„Du hast deinen Bruder wohl sehr liebgehabt, Gert?"

„Ja. So lieb, daß nur die Hülle von uns gegangen ist. Seine Seele ist bei mir."

Nach einer Weile fragte Gert: „Wie trägt es meine Mutter?“

„Wie eine Heldin. Noch ergreifender als der Schmerz um Gottfried ist ihre unerschütterliche Hoffnung, ihr fester Glaube an deine Wiederkehr.“

Worthstein erzählte von Olahooge, auch, daß Wolfram, nachdem er in Göttingen seinen Doktor mit Auszeichnung bestanden hatte, Gast dort sei bis zum Herbst; berichtete auch von Terjens, seinem Schwiegervater, von Sigune, und wie die beiden sich ihr Leben in Göttingen eingerichtet hätten.

„Sagtest du nicht, daß meine Schwiegereltern in Uhlenhorst wohnen?“

„Ja. Sie mußten aber fort aus der Wohnung. Oberst von Denwitz hatte für die Kinder seiner Tochter, also für die Enkel der Generalin Leinert, die Rechtmäßigkeit des Kaufes angefochten und die vorläufige Räumung des Wohnsitzes durchgesetzt. Der Prozeß schwebt noch.“

Allmersen brannte darauf, mehr von Irene zu hören. Aber die Sehnsucht nach seinem Weib war keusch eingebettet in sein Innerstes. Eine eigene Scheu wehrte ihm, das Heiligste laut werden zu lassen, mit dem er in der Heimat verwurzelt war.

Er sprach von Zöllners Vorschlag, wieder mit ihm zu arbeiten, von der veränderten Zeit, die dem Weltkrieg entsprossen war, und hoffte, daß wie von selbst die Sprache auf Irene käme.

Inzwischen war es spät am Nachmittag geworden. Im Erker mit dem Blumenflor hatte Ludwig einen edlen Trunk aufstellen lassen. Nun saßen sie dort. Ludwig schenkte ein und hielt Gert das Glas entgegen. „Auf unsere alte Freundschaft!“

Voll klang das Tönen der Gläser.

„Erzähle mir aus deinem Leben, Ludwig. Zwar hörte ich schon mancherlei im Lauf des Gesprächs, aber doch nicht genug. Das fühle ich."

Ludwig war bereit; doch er empfand jetzt zum erstenmal, daß er wenig zu sagen hatte, im Gegensatz zu des Freundes Schicksal. Große Ereignisse waren durch sein Leben nicht gegangen, alle Erfolge waren ihm mühelos zugefallen. Er wünschte fast, er hätte in dieser Stunde von schweren Kämpfen, von Entsagung und Not berichten können. Alles schien ihm farblos und alltäglich; und von Irene zu sprechen, hielt ihn ein Gefühl der Scham ab.

Die Schatten des Abends fielen in das Zimmer.

„Soll ich Licht machen, Gert?"

„Es ist schön, im Halbdunkel zu sitzen. Weißt du noch, wenn ich von Irene zu dir kam, war es gewöhnlich zur Zeit der abendlichen Dämmerung."

Ludwig lächelte melancholisch. „Ich erinnere mich wohl daran. Auch unser Beisammensein im Halbdunkel am Abend vor deiner Abreise ist unvergessen. Immer habe ich an deine Worte denken müssen."

Allmersen richtete sich im Lehnstuhl lauschend auf. Vor dem Gartengitter drüben auf der Straße vernahm man die Schritte vieler Menschen; es war die Stunde kurz vor dem Beginn des Theaters. Dann lehnte er sich wieder zurück und sah Ludwig an.

„Das gleiche Treiben auf der Straße wie früher," sagte er. Er neigte ein wenig die Stirn, und um seinen bartlosen Mund glänzte ein Lächeln, wartend auf Ludwigs Bericht.

Als der Freund noch immer schwieg, stand er plötzlich auf und drehte den Lichtschalter an, trat zu den Bücherreihen, suchte unter den Klassikern, zog einen Band her-

vor und hielt nach kurzem Umblättern eine Stelle fest. „Ich sehe schon, Ludwig, ich muß ein wenig nachhelfen."

Er hielt ihm das Buch hin; es war der Westöstliche Diwan. Er deutete auf die Zeilen, die Goethe „Selige Sehnsucht" überschrieb, und las die drei Verse. Dann legte er das Buch weg. „Siehst du, Ludwig, was der Meister unter seliger Sehnsucht versteht, das hast du doch ganz erfahren."

„Ja," sagte Worthstein, „das besaß ich und besitze es heut im allertiefsten Sinn." Leise sagte er: „Seit ich Sigune liebe." Er nahm das Buch und stellte es wieder an seinen Platz.

Allmersen lächelte glücklich. „Sigune, der liebe, süße Fratz." Er reichte Ludwig die Hand und hielt sie fest.

Worthstein sagte: „Nun mag ich dir auch gestehen, du Lieber, was mich in den vergangenen Jahren gequält, wie schmerzdurchtränkt meine ‚selige Sehnsucht' gewesen ist und was mich heute demütig vor dir mich beugen heißt. Eine Schuld, die ich auf mich lud, fordert Sühne und deine Verzeihung — wenn etwas daran zu sühnen, zu verzeihen ist."

„Irene?" fragte Allmersen still und wartete, ob die Antwort käme, die etwas in ihm verlöschen mußte.

Worthstein ging an seinen Arbeitstisch, schloß das Schubfach auf, in dem er Andenken an Irene bewahrte; ihre Briefe, seine Aufzeichnungen, die er nach jeder Begegnung gemacht und einige welke Blumen. Und dann ein jähes Abbrechen.

Gerts Herz schlug hart in seiner Brust, da der Freund ihm die Blätter reichte mit den demütigen Worten: „Du mußt nun entscheiden, Gert, ob ich deiner Freundschaft noch wert bin." Mit bittendem Lächeln schaute er Gert an. „Eine kleine Stunde lasse ich dich allein."

Allmersen setzte sich in den Lehnstuhl, in dem der Freund gesessen, und sah noch eine Weile auf die Schrift von Ludwigs Hand. Was stand in diesen Blättern?

Dann las er, Blatt für Blatt. — Was er gefürchtet, bestätigte sich. Dieses Tagebuch handelte von Irene. Es war die Geschichte eines ehrlichen Kampfes zwischen Freundschaft und Liebe; die Geschichte eines Sterbens der Liebe. Die Sehnsucht war unerfüllt geblieben.

Auf das, was ihm der Freund offenbarte, war er nicht gefaßt gewesen. Von ihm war sie geliebt. Still und groß hatte er entsagt, um seinetwillen. So handelte ein wahrer Freund.

Gert trat an das Fenster.

Sinnend schaute er über die Rasenfläche des Gartens in die Ferne. Vom Rathausgiebel schweiften seine Blicke zu dem mächtigen Backsteinbau einer Kirche. Um die oberen Schallluken lag noch ein rötlicher Schein, der langsam verblaßte.

In diesem Augenblick, da trübes Sinnen sein Leben überschatten wollte, kam Worthstein zurück.

Sie sahen einander an. Ihre Blicke verrieten tiefe Erschütterung. Allmersen bot dem Freund beide Hände. „Dank, Ludwig! Dank für deine Treue. Redlicher konnte kein Mann sich halten, als du es getan."

Da leuchteten die Augen Worthsteins, und seine Dankbarkeit äußerte sich fast leidenschaftlich: „Deine Güte nimmt mir die jahrelange, schwere Last vom Herzen, daß ich für immer das Wort Dank auf den Lippen haben kann." Er bemerkte die unausgesprochene, brennende Frage wegen Irene, die sich in Gerts Gesicht deutlich ausdrückte.

Worthstein wußte durch Wolfram, daß Irene in letzter Zeit gar zu gern dem Rollen der Kugel am grünen Tisch

lauschte und nur zu oft in Monte Carlo oder Gardone weilte; sie war der Leidenschaft fast erlegen, sie mußte spielen. Trotzdem sagte er tröstend: „Du wirst Irene wieder zu dir empor an dein Herz ziehen, Gert.“ Er setzte sich zu ihm, und als Allmersen ihn groß und wartend ansah, erzählte Ludwig, wie Irene lebte. Wie in der ersten Zeit das Gedenken an ihn die Sonne ihres Daseins gewesen, wie der geliebte Name Gert den Stempel trug für alles, was zu ihren Sinnen drang, wie ihr Leben ohne ihn schließlich dumpf, lustlos, glanzlos geworden war; trotzdem habe sie zwei Freier, die sich um sie beworben hätten, abgelehnt, geachtete Männer im Wohlstand. Sie hatte sich gegen diese Bewerbungen abweisend verhalten, als lebe sie nur in der Erinnerung an den entschwundenen Gatten. — Und dann sei auf einmal die unselige Leidenschaft erwacht für Klaus, den unwürdigen Mann! Viel Schuld trüge wohl die Mutter, die sich so jäh gewandelt hatte, als die Banknotenfülle über sie geströmt war. Worthstein sagte: „Frau Terjens ist eine merkwürdige Frau; trotz ihrer Jahre flutet überschäumendes Blut in ihren Adern. Sie ist wie Stahl, der vom Magnet Welt angezogen wird.“

Bei diesen Worten faßte er die Hand des Freundes und sprach weiter: „Von ihren Kindern konnte sie die leidgeprüfte Tochter am leichtesten mit sich reißen; so erlebte Irene ihr Alleinsein als die Tragödie einer Frau, die wie eine tropische Blume in nördliche Gegenden versetzt wurde, wo sie nicht gedeihen konnte. Nur so — denke ich mir — kam es zur Verlobung mit Klaus Baas, und — als auf unser Betreiben deine amtliche Todeserklärung widerrufen worden war — zur Einreichung der Ehescheidungsklage.“

„Was sagst du? — Irene hat Ehescheidung beantragt?“ rief Allmersen fassungslos.

„Ja. Da sie doch wieder heiraten will. Bedenke, Gert, deine Frau steht ganz unter dem Einfluß dieses Menschen. Sie schätzt in Klaus Baas den glänzenden Weltmann und glaubt an seine Ehrenhaftigkeit."

In Allmersens Augen flammte es dunkel auf. „Und ich bin ein Verbrecher, ein Flüchtling! — Grund genug zur Scheidung!" meinte er bitter. Melancholisch lächelnd sagte er: „Ich schäme mich meiner Tat aber nicht, bereue sie nicht und würde heute ebenso handeln. Nach deutschem Gesetz glaube ich alles gesühnt zu haben. Ich denke nicht daran, mein Schicksal zu verheimlichen oder zu leugnen; halte es für meine Pflicht, Irene die volle Wahrheit zu sagen."

„Gewiß. Du warst immer wahrhaftig. Es wird dir gewiß gelingen, deine irregeleitete Frau auf den rechten Weg zu führen — zu dir zurück."

Allmersen glaubte dem Freund gern. Er kannte die Zwangsläufigkeit menschlichen Wollens; auch der Stärkste schloß oft willig vor dem Leben die Augen und nahm in dumpf verworrenem Schreiten das Wegziel, wohin Herz und Sinne lockten.

Trotz äußerer Ruhe war im Aussehen Gerts eine beängstigende Veränderung vorgegangen. So bitteres Weh lag in seinen Zügen, daß es Ludwig kalt überlief; er wagte nicht mehr zu sprechen. Endlich fragte er: „Was willst du tun?"

Gert sah den Freund seltsam fremd an. „Zu ihr gehen."

„Du willst sie in Blankenese aufsuchen?" forschte Ludwig in leiser Sorge. „Und wenn Klaus ..."

Gert saß noch auf seinem Platz. In seiner ganzen Haltung lag entschlossener Wille; seine grauen Augen leuchteten, als er sich erhob, langsam und als ob es ihn Mühe kostete. „Er hat kein Recht auf sie. Wir sind nicht ge-

schieden. Noch ist Irene nach dem Gesetz meine Frau. Unsere Liebe, ist sie nicht ein unlösliches Band?"

„Du hast recht. Aber willst du deiner Frau nicht lieber schreiben und sie hierher bitten? Es wird leichter für euch beide sein. Meine Wohnung steht dir zur Verfügung."

„Ich muß sie von dort zu mir holen." Er sah Irene, sein Weib, vor sich, wie sie ihn vor Abfahrt des Zuges küßte und dann langsam aus der Halle ging.

Schüchtern, fast verlegen sagte Gert: „Du hast recht. Ich will Irene schreiben und mich anmelden."

Gert begann zu schreiben, zögernd und unsicher. Das Herz klopfte ihm; er durchlebte eine neue schwere Schicksalsstunde. — Nun schloß er den Brief und zeigte Ludwig die Aufschrift mit der Frage, ob sie richtig sei. Dann wollte er gehen.

Die Fürsorge des Freundes, der Gert vorschlug, den Abend miteinander zu verbringen, um ihn vor trüben Gedanken zu bewahren, erschien ihm fast lästig; herzlich, aber bestimmt wehrte er ab: „Ich möchte früh schlafen gehen, Ludwig. Morgen muß ich körperlich und seelisch frisch sein, um Pflicht und Ehre nicht zu vergessen."

Ludwigs Begleitung bis zum Hotel konnte er sich nicht entziehen. So gingen sie auf einsamen Wegen dorthin. In Worthsteins Worten war ein helles Klingen, das den Freund mit Zuversicht und Selbstvertrauen erfüllen sollte. Gert hörte nur halb hin, er lauschte in sein Inneres.

„Gute Nacht, Ludwig. Dank für alles!"

„Gute Nacht, Gert. Höre ich morgen von dir?"

„Wenn ich morgen schon wieder im Hotel bin, ja. — Gute Nacht!"

Frau Irene reckte sich wohlig unter der seidenen Decke ihres breiten Bettes. Sie hatte gut geschlafen. Es war

eine weiche Wärme im Zimmer, und Irene befreite sich deshalb von der Bettdecke und besah ihren mädchenhaften Körper nachdenklich in dem großen Spiegel, der fast die halbe gegenüberliegende Wand einnahm. Dann drückte sie auf den Klingelknopf zur Seite des Bettes.

Ihr goldblonder Kopf sank wieder tief in die Spitzenkissen; den schlanken Hals und die weißen Schultern ließ die violettseidene Decke frei.

Eine Uhr schlug hell an. Die Schläferin öffnete einen Augenblick die Lider, um sie gleich wieder zu schließen.

Die mit altgoldfarbigem Leder ausgeschlagene Tür des Schlafzimmers öffnete sich; das Mädchen trat leise ein, ging geräuschlos über den dicken Teppich, der das ganze Zimmer bedeckte, und zog die gelbseidenen Vorhänge zurück.

Es war ein trüber Sommertag. Es regnete und rauschte eintönig durch die Kronen der vor dem Haus stehenden Bäume, die dunkel gen Himmel ragten. Weißgraue Nebelfetzen flatterten an den Zweigen der Eichen und Buchen, bis ein Windstoß sie losriß und durch die regenschwere Luft weitertrieb.

Das Mädchen ergriff das silberne Tablett für die Morgenpost, die noch auf dem Tisch in der Diele lag, und trat dann an das Lager ihrer Herrin.

„Es ist halb neun, gnädige Frau. Darf ich den Tee hereinbringen?"

„Danke, Alma. Ja, bringe den Tee."

Das Mädchen verließ das Zimmer. Irene richtete sich im Bett auf und flocht ihre blonde Haarfülle zu einem dicken Zopf. Da trat Alma wieder ein und stellte das gelbe Porzellanauftragbrett mit dem gelben chinesischen Tafelgeschirr neben dem Kopfende des Bettes nieder. Feines würziges Aroma stieg aus der Kanne auf.

„O welch ein unangenehmes Wetter!" sagte Frau Irene und gähnte ein wenig.

„Es hat die halbe Nacht geregnet," bestätigte Alma, während sie die Tasse füllte.

„Sind Briefe für mich gekommen?"

„Jawohl, gnädige Frau." Das Mädchen holte die silberne Platte mit der Post herbei und reichte den elfenbeinernen Brieföffner der Herrin. Dann rollte sie auf einem kleinen Bronzetisch das Telephon an das Bett, und Irene telephonierte ihrer Freundin Raimond, daß sie jetzt einen brandenburgischen Warmblüter stehen habe. Ob sie ihn reiten wolle. Bei schönem Wetter morgen um elf Uhr nach Groß-Ibbenfleth. Sie, Irene, nähme die Stute Herta.

Die Antwort schien Irene zu befriedigen. Lächelnd legte sie den Hörer ab.

„Ist meine Mutter schon auf?" fragte sie gelangweilt.

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau," entgegnete Alma, „ich habe Frau Professor Terjens noch nicht gesehen. Die Zofe ist aber schon zu Herrn Baas geschickt worden."

Es klopfte, und der Diener reichte ein Telegramm herein. Klaus meldete seine Ankunft für heute mittag.

Während Irene das Telegramm betrachtete, klang ihre Stimme kühl und klar: „Bestelle doch, bitte, daß die Zimmer für Herrn Klaus Baas nachgeprüft werden. Es darf nichts zu seiner Bequemlichkeit fehlen."

„Gewiß, gnädige Frau," antwortete Alma und verließ das Gemach durch die Tür des Nebenraumes.

Irene reckte und dehnte sich auf ihrem Lager. Es war ein angenehmes Gefühl, hier in der Behaglichkeit des reizenden Zimmers zu liegen, inmitten der wertvollen Einrichtung und der kostbaren Kunstgegenstände. Auf ihrem honiggelben Ankleidetisch glänzten Dosen aus

Schildpatt und Kristallgläser in Gold und Emaille eingefaßt. Und von den hohen mächtigen Regalen aus gelbem Kirschbaumholz grüßten hinter Kristallscheiben geschmackvoll gebundene Bücher, und leuchtend hoben sich das Kupfer und das Silber der prunkvollen Gerätschaften von der satten Farbe der Tapete ab. Die Uhr tickte langsam und leise.

Irene schlürfte ihren Tee und sah flüchtig die Briefschaften durch. Dann öffnete sie die Briefe langsam, einen nach dem andern. Es waren Mitteilungen ihrer Bekannten, Einladungen, Rechnungen, Angebote. Und jetzt hielt sie einen Brief in der Hand. „Worthsteins Papier," dachte sie, und ihr Blick heftete sich auf die markigen Züge der Aufschrift. Nur einer schrieb so ihren Namen — Gert. Ihre Hand zitterte. Sie wagte den Umschlag nicht zu öffnen. Sechseinhalb Jahre lang hatte sie diese Schrift nicht gesehen — und doch — sie war es!

Schon ritzte der Öffner den Umschlag, da klopfte es. Ohne aufzublicken rief sie: „Herein!" Völlig in Gedanken vertieft, hörte sie die Tür aufgehen und sagte: „Das Bad, Alma!"

„Alma ist es nicht," sagte Frau Terjens, die frisch, beinahe rosig, von der Masseuse kam, mit modischer Anordnung ihres noch immer glänzenden braunen Haares. Sie sah auffallend jung aus für ihre Jahre, und das fließende helle Morgengewand zeigte keine Formen einer alternden Frau.

„Ach, du bist es. Guten Morgen, Mutter." Hastig schob sie den Brief unter das Kopfkissen.

Frau Terjens beugte sich über die Tochter und küßte sie auf die Wange.

„Guten Morgen, Liebling. Es ist ein schlechter Tag draußen und bei Onkel Baas. Ich wollte heute morgen

mit ihm nach Ibbenfleth hinausfahren, aber es hat keinen Sinn bei Onkels schlechter Laune. Willst du ausgehen?"

„Bis jetzt weiß ich es noch nicht."

„Wie viele Briefe du heute erhalten hast!" sagte Frau Terjens, indem sie auf den kleinen Stoß auf der Decke zeigte.

„Ja — hier ist übrigens ein Telegramm von Klaus. Er kommt heute heim."

„Das ist gut," rief die Mutter erleichtert aus. „Er versteht es, seinem Vater die Grillen zu verscheuchen."

Irene blickte überrascht. „Habt ihr euch gezankt?"

„Aber ich bitte dich. Auseinandersetzungen, die ich mit Onkel Harm habe, kann man doch nicht Zank nennen," sagte Frau Terjens und ging erregt durch das Zimmer. „Er will reinen Tisch — will Scheidung!"

Irene richtete sich halb auf und legte die Arme in den Nacken. „Er! Ach so!" sagte sie und lachte.

„Nein, wie unausstehlich du wieder bist, Irene. Ja, er! Man kann es ihm nicht verdenken. So ein vielbeschäftigter Mann hat eine Frau nötig, die es sich zur Lebensaufgabe macht, seine Bedürfnisse zu erforschen und seinen Neigungen Rechnung zu tragen. Onkel Harm hat nie die rechte Frau gefunden."

„Und er glaubt, du, Mutter, seiest die Rechte, trotzdem du verheiratet bist?"

„Nun, ja," sagte Frau Terjens erregt. „Er hat mich doch schon, bevor dein Vater um mich warb, geliebt. Und jetzt wieder die ewigen Aufforderungen deines Vaters, daß du und ich seine Armseligkeit teilen sollen, das macht mich ganz nervös. Ja, hätte man eine passende Wohnung ..."

Irene sank wieder müde in die Kissen. „Ach so. Du!" sagte sie. Dann schnellte sie empor. „Mutter, wenn du wüßtest, wie komisch ich das finde!"

„Komisch?!“ Frau Terjens war entrüstet. „Und ich habe mir eingebildet, ich könnte dir alles anvertrauen, du verständest mich und würdest mir helfen in dieser schweren Lage.“

„Helfen? Ja, tu' ich das denn nicht?“

„Wenn du meinen Kampf komisch findest!“

„Ernst nehmen kann ich Onkel Harms Wunsch nicht, daß du dich von Vater scheiden lassen sollst.“

Die Mutter blieb vor dem Bett stehen und schlug sich vor die Stirn. „Das ist es ja, daß ich's ernst nehmen muß. Durch den leidigen Prozeß, den der Oberst Denwitz wegen des Leinertschen Besitzes angestrengt hat, ist mein Vermögen hin — Onkel Harm hat mir deshalb ein Bankkonto geöffnet — er meint, wir müßten den Prozeß gewinnen.“

Irene klopfte das Herz. Die ganze Art der Mutter reizte sie.

„Übrigens, Liebling,“ sagte unvermittelt die Mutter, „du hast in Monte Carlo dich wieder nicht in Gewalt gehabt — in einer Woche sechstausend Franken verloren — ich warnte dich. Onkel Harm ist auch darüber ungehalten. Nächstens sperrt er das Bankkonto, wenn du dort bist.“

Irene lachte in drolligem Zorn. „Dieser Onkel Harm! Soll er. Klaus sagt mir immer, bis zehntausend soll ich ohne Bedenken opfern — man kann doch auch ungeheure Gewinne haben — und das Spiel ist so berauschend; ich verstehe Klaus gut.“ Sie strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Aber jetzt machen wir Schluß mit dem unerquicklichen Gespräch. Ja? — Bitte, Mutter! Es ist Zeit, daß ich mich ankleide.“

Endlich war Irene den frühen Besuch der Mutter los. Sie lachte und ärgerte sich gleichzeitig. Es war ihr un-

begreiflich, wie eine Frau in dem Alter, Mutter von so viel erwachsenen Kindern, solche Gedanken haben konnte. Jedenfalls fühlte sie die Verpflichtung in sich, diese krankhafte Verirrung der Mutter zu verhindern. Der arme Vater! — Erst kürzlich hatte er wieder einmal den rührenden Versuch gemacht, Mutter und sie nach Göttingen zu locken. Jetzt könne man dort eine recht hübsche Wohnung bekommen, und mit gutem Willen würde man auch keine Not leiden. Sein Werk wäre beinahe vollendet, und von dem Vorschuß, den der Verleger ihm gern zahlen wolle, könne man das Fehlende zur Wohnungseinrichtung anschaffen. Sein Ruhegehalt reiche zum Leben, da Wolfram schon verdiene und auch Sigune Nachhilfestunden erteile.

Grübelnd starrte Frau Irene eine Weile vor sich hin. Wie sonderbar war doch das Leben mit seinen Sehnsüchten und treibenden Kräften, mit den vielen Schatten ... oder den leuchtenden Strahlen der Liebe, die auftauchten und verschwanden, oder verbrannten und nur Asche hinterließen.

Dann griff sie nach dem Brief, den sie vor der Mutter verborgen hatte. Hastig entfaltete sie ihn. Da — da stand die Unterschrift: Gert — Dein Gert.

Es überlief sie heiß; ihr Herz schlug heftig und rasch. Die Wirklichkeit war ihr wie mit Schleiern verhüllt. Sie strich sich über die Augen, ob sie nicht träume. Ihre Hände zitterten, als sie den Inhalt überflog: „... endlich, endlich in der Heimat! Nach so vielen Jahren Dich wiedersehen, in meinen Armen halten! — Glücklich sein in Deiner Liebe ... wie ich Dich geliebt habe, so werde ich Dich immer lieben ... Wieder Assistent bei Zöllner ... bescheidenes Heim ohne materielle Sorgen ... heute um elf bei Dir.“

Sie konnte den Brief nicht zusammenhängend lesen, die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Angstvoll war ihr zumute. „Ich werde es ihm sagen,“ loderte es trotzig in ihr auf. „Mag er tun, was er will. Ich kann von Klaus nicht mehr los. Ich will die Scheidung.“ — Wieder überflog sie die Zeilen.

Ja, so ganz er! Da stand nichts von Elend und Kummer und Kerker, nichts von Mitleid und Erbarmen. Er kam mit einem Herzen voll Liebe. Ganz so wie früher, aufrecht und stolz.

Alma kam herein. „Das Bad, gnädige Frau?“

„Jetzt, bitte, Alma.“

Das Mädchen zog die gelbseidenen Vorhänge auseinander und ließ das Wasser in die schwarze Marmorwanne laufen, zu der vier Stufen hinunterführten. Dann goß sie eine Flasche Kölnischwasser hinein, was dem Badwasser eine leichte, opalartige Trübung gab.

„Was wünschen Sie heute zu tragen, gnädige Frau?“

Irene war tief in Gedanken. „Es war eigentümlich, wie rasch und gern ich mich immer Gerts Stimmungen anpaßte. Ganz unbewußt folgte meine Natur seiner liebevollen, impulsiven härteren Art. Er übte immer großen Einfluß auf mich, das kommt mir jetzt so recht zum Bewußtsein — ich fürchte sogar, er könnte, wenn er will, mich zum Entschluß bringen, hier alles hinzuwerfen und zu ihm zu flüchten. Ja, früher fühlte ich seine Macht über mich mit wonnigem Schauder, und doch war kein Zwang darin, ganz frei und selbständig durfte ich entscheiden.“

Alma hatte die Pantöffelchen hingestellt, das lose gestickte Morgengewand aus dem Schrank genommen, den Bademantel über die Marmorbank gebreitet und wiederholte ihre Frage: „Welches Kleid wünschen Sie heute zu tragen, gnädige Frau?“

Irene sah gedankenverloren auf.

„Oh, irgend etwas. Es ist gleichgültig! Ich reite heute morgen zwei Stunden später aus.“

Wie unter einer Last aufseufzend verließ Irene das Bett. Das Plätschern des Wassers verstummte. Mit einem leichten Achselzucken tat Irene ihre grüblerischen Gedanken ab und stieg langsam in das kühle Wasser.

Nach einigen Minuten zog sie den Bademantel über, klingelte und ging in den anstoßenden Ankleideraum, wo Alma sie bediente.

Indes dachte Irene wieder an die Vergangenheit. „In unser kleines bürgerliches Heim paßte unsere Liebe. Ich war gefallsüchtig, immer bedacht, mich so zu kleiden, wie es mir stand und ihm gefiel. Ich wollte immer schön aussehen für ihn, und sah auch hübsch aus, das fühlte ich in seinem Wesen, seinen Augen, im Klang seiner Stimme. Am liebsten sah er mich in einem weißen Kleid.“

„Bitte, Alma, ich möchte das weiße Seidenkleid anziehen, das weiche Kreppkleid mit dem kleinen Halsausschnitt und den weiten Ärmeln, die an der Hand eng geschlossen sind. Ich brachte es kürzlich aus Berlin mit. Wenn der Gärtner noch Veilchen im Treibhaus hat, soll er sie herschicken.“

„Gewiß, gnädige Frau.“

„Weißt du, was meine Mutter heute vor hat, Alma?“

„Die Fahrt nach Ibbenfleth hat Frau Professor abbestellt. Sie wünscht aber das Auto für Einkäufe und Besuche. Der Chauffeur soll um zehn Uhr vorfahren.“

Frau Irene nickte befriedigt.

„Heute abend ...“

„Ja, ich weiß, Alma — wollten wir zur Uraufführung nach dem Schauspielhaus. Und nun beeile dich, ich erwarte jemand.“

Die Jungfer sah erstaunt auf.

Nach zwanzig Minuten war ihre Herrin angekleidet.

Dann zog Irene sich in ihr Wohnzimmer zurück. Hier wollte sie Gert empfangen. Sie stellte Blumen in die Vasen, schüttete aus einer Schale Tropfen ihres Lieblingsparfüms auf den Teppich, schloß die Vorhänge zum Nebenraum, öffnete die hohen Glasfenster des Erkers, ordnete die Kissen des Diwans, schob die Sessel zurecht, stellte den silbernen mit Goldarabesken verzierten Zigarettenkasten heraus, betrachtete schließlich ihre Erscheinung im Spiegel und nickte ihrem lichten Ebenbild zufrieden zu.

Dann nahm sie die Veilchen aus der flachen Schale, zog den Duft ein und steckte sie an ihr Gewand.

Irene sah nach der Uhr. Halb elf. Wieder pochte ihr Herz vernehmlich und wollte den kühlen Verstand betäuben. Aus Gerts Wesen hatte stets ein starkes Gefühl geklungen und sich merkwürdig heiß und zärtlich in ihr Blut ergossen. Heute flammte und brannte es in ihrer Erinnerung auf.

So grübelnd saß Frau Irene und wartete. Sie hörte draußen das Hin und Her von Schritten; Onkel Baas rief laut etwas aus, die Mutter lachte, dann fuhr das Auto mit den beiden davon.

Irene lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es war, als wäre eine Last von ihr genommen, daß die beiden das Haus verließen, und es war gut, daß sie der Mutter nichts von Gert gesagt hatte. Mütter waren doch alle einander gleich; sie hielten sich alle für das Schicksal ihrer Kinder verantwortlich und wollten die Führung nicht aus der Hand geben. Sicher hätte sie das Wiedersehen mit Gert unter vier Augen verhindert.

Jetzt hörte sie Alma im Vorraum sprechen und eine andere Stimme — Seine Stimme! — Gert!

Irene sprang auf und stützte beide Hände auf die Tischplatte. Sie hatte die Gewohnheit, wenn sie erregt war, sich auf etwas zu stützen, an etwas zu lehnen.

Die Tür ging auf. Irene wendete den dunklen Blick der eintretenden hohen Männergestalt zu, sah Gerts Gesicht, vom hellen Licht beschienen, den kühnen Schwung des Profils, die gebräunte Haut über den schmalen Backen, das wellige, volle braune Haar, das nur an den Schläfen im Silberglanz schimmerte, die Züge noch vergeistigter als früher, sah auch das nervöse Spiel der Augenbrauen, und jetzt — jetzt, bei ihrem Anblick, eine schillernde Feuchte, die aus dem Tränenwinkel brach.

„Irene, mein geliebtes Weib!" rief er jubelnd. „Endlich, endlich!" Er zog die weiße Gestalt der geliebten Frau in seine Arme.

Sie schloß die Augen und fühlte die Seligkeit seiner Umarmung; doch als er sie küssen wollte, entwand sie sich ihm.

„Nein, Gert! Du küßt die Braut eines anderen."

Doch er umschloß sie so heiß, so innig wie zuvor. „Ich weiß alles, Geliebte. Sprich nicht von dem, der dich hierher gelockt. Bitte, nicht! Jetzt nicht! Du brauchst mir nichts zu sagen. Ich weiß, was sich während der Jahre meiner Abwesenheit zugetragen hat, ich weiß auch alles von dir, was ich durch unseren Freund Ludwig erfahren habe." Er hielt ihre Hand mit sanftem Druck fest und sagte ihr, wie sie sein Herz und seine Gedanken so ganz beherrschte, wie seine Seele, erfüllt von ihrem Dasein, Kraft gefunden, wiederholt den Tod zu überwinden, und wie er sich das Leben ohne sie nicht vorstellen könne, wie er von der Sehnsucht erfüllt sei, hingegeben an sie, die er liebe, in seinem Wirken und Schaffen ein Teil des großen Ganzen zu sein.

Er sprach das alles mit inniger Zärtlichkeit, suchte ihre Seele zu gewinnen und öffnete sein Herz vor ihr, daß sie tief hineinsehen konnte in sein Wesen.

Sie hörte ihm mit gesenkten Lidern zu, und es ward ihr immer deutlicher: er war ein Mann der Ordnung, der seinen Lebensweg so gehen wollte, wie es die Natur und die Moral verlangten, und sie fühlte, dies reine Glück kam für sie zu spät. Sie fühlte es mit Schrecken. Ihr Wesen kam von Klaus nicht mehr los. Gerts Seele war klar und in sich geschlossen, auf seinem langen Leidensweg kaum gestört, sie aber kam einen weiten, klopfenden Herzens zurückgelegten Weg, vor dem die Reinheit seiner Seele zurückschrecken mußte.

Als Gert sie fragend, bittend ansah, sagte sie endlich: „Ich kann nicht so fühlen wie du. Ich bin nicht mehr die brave, gut erzogene Frau, wie du sie brauchst. Das Leben, das ich seit langem führe, ist so ganz entgegengesetzt meinem früheren, das du kennst. Es ist etwas Verstecktes, Dunkles in mir, das mein Ich unterjocht und mich an eine Zukunft bannt, die anders, ganz anders ist, als wie du sie wünschest. Du kennst mich nicht mehr."

Er lächelte, und sein Gesicht durchschimmerte große Güte und Liebesfülle. „Ich kenne dich! Es hat jemand Gedanken in dir erweckt, die dich von deinem ursprünglichen Weg gedrängt haben, die dir das Bild Gottes auf dem Altar, das Sinnbild der Pflicht gegen andere, das der einfachen, klaren und gesunden Liebe zerstört haben, und aus diesem Gedanken heraus lebst du dein Dasein mit dem Sinnenhaften und verachtest das wahrhaft Sinnvolle."

Er nahm sanft ihre Hand und hielt sie fest in der seinen. Irene dachte: „Er spricht zu mir, wie die Stimme meines Inneren, der ich nicht folgen kann und will."

Bei aller Zärtlichkeit war etwas wie Machtbewußtsein in dem Blick seiner ernsten, grauen Augen, als er liebevoll sagte: „Ich gebe zu, daß der in deinen Bereich geschobene Trank berauschend sein kann — ihn zu genießen wäre aber deiner nicht würdig, und auch die nachfolgende Ernüchterung wäre zu grau und häßlich für dich."

Irene sah sein Gesicht, seine feste, schön geformte Hand, und zarte Gedanken, ungelenkt und unbewußt, wie die eines Traumes, zogen durch ihren Sinn. Einer davon war: „Wie du meine Hand in deine nahmst, so führe mich." — Die Liebe ihres kurzen Eheglücks grüßte sie.

Als Gert sie jetzt in die Arme schloß, ihre Brust an der seinen ruhte, da widerstrebte sie nicht, sondern ließ mit geschlossenen Augen seine Lippen sich mit den ihrigen inbrünstig vereinigen. Das Glück reiner Liebe wob seine Schleier um zwei selige Menschen.

Nicht lange. Irene durchschüttelte es bis ins Mark. In wenigen Stunden kam der andere, würde sie umschlingen, würde sie küssen, ihr ins Ohr raunen Worte der Leidenschaft, ihr Sein fordern für ein ganzes Leben. — Sie sah Bilder, die sie nicht mehr sehen wollte, sah sie entstellt, verzerrt, und dachte an die gemeinsame Zukunft mit Klaus, wie der Verbrecher an das Gefängnis denkt.

Sie schwankte, weil sie plötzlich ein Versagen aller Kräfte fühlte. „Du mußt es wissen, ich habe mich verloren. Ich komme von Klaus nicht los."

Er umschlang die Wankende, streichelte ihr Haar und sprach zu ihr liebevoll ermutigend aus ergriffenem und verstehendem Herzen. „Wir trennen uns nicht mehr. Vertraue mir."

„O Gert! Es ist zu spät. — Es ist unmöglich."

„Wenn du mich liebst," sagte Gert, „so kann ich dich einer ganzen Welt abtrotzen."

„Könntest du es?“ fragte Irene und lächelte.

„Das kann und will ich!“

Sie saß still und starrte vor sich hin. Dann sagte sie mit einer Stimme, die Gert eigentümlich ergriff: „Klaus Baas läßt sich nichts nehmen. Er hat mein Wort, daß ich seine Frau werde. Und die Scheidungsklage schwebt.“

„Daran sollst du nicht denken! Unsere Liebe wird alles überwinden! Wir sind ehelich verbunden, und so bitte ich dich, lasse diese fremde Welt hinter dir, komme mit mir.“

Und er sprach davon, daß er ihr zwar keinen großen Luxus, aber ein sorgenloses, behagliches Leben an seiner Seite bieten könne. Sie wollten zusammen gleich zu seiner Mutter fahren.

Da sah sie ihn hilflos in einer großen, ungläubigen Überraschung an, aus der ein vorwurfsvoller Kummer wurde.

„Verzeihe mir, Gert, verzeihe mir! Ich flehe dich an! Verlange das nicht von mir, ich kann nicht, ich habe nicht die Kraft, heimlich fortzugehen. Aber ich kämpfe mich frei.“

„Das werde ich für dich tun. Ich erobere dich mir wieder!“

„Nein, das kannst du nicht,“ wehrte Irene. „Versprich mir, daß du — begreife doch, daß ich allein mit Klaus fertig werden muß.“

Da zuckte er zusammen. Der Gedanke, daß seine Frau schon halb einem andern angehöre, grub sich wie ein nagender Schmerz in ihn.

„Ich meine auch,“ sagte sie leise, „es wird alles rascher gehen. — Ich komme dir nach, komme morgen schon zu dir.“ — Scham trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Irene, mein geliebtes Weib!“ Er küßte ihre Hand.

Verklärte Feierlichkeit lag auf ihnen. Kaum wagte eines, das andere anzusehen, als fürchteten sie sich vor dem Überschwang der Gefühle.

Gert sprach zuerst: „Ja, rede mit ihm und höre, was er dir zu sagen hat. Wenn du dann zu mir zurückkehrst, weiß ich, daß du es aus freiem Willen, aus liebendem Herzen tust."

Sie lächelte ihm dankbar zu, nahm in zögernder Verlegenheit seinen Arm und führte ihn in den traulichen Erker.

„Ich muß dir sagen, daß ich die fürchterliche Ursache deines Verschollenseins weiß. Wie konntest du so lange schweigen?" Sie schmiegte sich dichter an seinen Arm. „Du hattest doch eine Frau! Du trugst das tiefste Elend und ließest mich ahnungslos."

Das Gefühl, sein allzu stürmisches Herz bändigen zu müssen, und auch eine kleine Unsicherheit gaben seiner Haltung und seinen Worten einen absichtlichen Ernst.

„Ich will dir alles berichten," sagte er, und er erzählte, nachdem beide Platz genommen hatten. Als er von seiner Tat sprach, schauderte Irene.

„Ach, Liebste!" Er neigte sich vor, und sie saßen Hand in Hand.

„Was ist, Gert?" fragte sie, da er schwieg.

Er lächelte wehmütig.

„Wenn du jetzt schon schauderst, Liebste, was wirst du dann später tun?"

„Habe ich geschaudert? Ach — bei Tatjana, bei dem Mädchen, dessen Vater man mordete und dem du so zugetan warst ..."

„Ja, und bedenke, Liebste, was für ein zartes Kind Tatjana war und wie scheu und fein ihr Seelchen. — Begreifst du, daß ich nach dem Unhold schlug?"

„Ja, Gert, ich verstehe.“ Ihr war, als müßte sie in Tränen ausbrechen.

„Siehst du, nun war ich dem Tod verfallen. Der hatte für mich keinen Schrecken; vor dem großen Willen war ich still. Ruhig dachte ich: ‚Meine Lebensaufgabe ist gelöst; ich muß gehen.‘ — Aber Grauen und Schrecken umkrallten mich, als ich erfuhr, daß lebenslänglicher Kerker mein Los sei. Dieses marternde Bewußtsein, mich so elend zu wissen, ohne mir helfen zu können, solltest du nicht haben und nicht meine Mutter.“

Von den Kerkerjahren schwieg er, desto beredter berichtete er von seinen russischen Freunden, von seiner Befreiung. Wie man zweimal ihn dem Tod abgerungen, und von der aufopfernden Pflege Mutter Sonjas und Tatjanas.

Irene stöhnte: „Mir hast du die Seelengröße nicht zugetraut, die du doch von Tatjana entgegengenommen. Um meine Ruhe zu schonen, versagtest du dir das Labsal, was jeder, jeder in deiner Lage sich gegönnt hätte, sich von der Frau, die er liebt, trösten, pflegen zu lassen. — Und ich hatte mich in der Zeit wahllos dem vollen Lebensgenuß hingegeben und — Liebe begehrt. Warum riefst du mich nicht nach Dalmatien?“

„Es war alles Liebe,“ sagte er bewegt. „Mein Verlangen nach deiner Nähe, nach lebendiger Verbindung mit dir war zu groß! Ich mußte dich fernhalten, um deiner Gegenwart nicht zu erliegen. Du wärest heute eine sieche Frau. Nun bin ich gesund, nun bin ich bei dir, nun ist alles gut.“

Sie sahen sich an und lächelten, und eins war des andern gewiß.

Der Regen hatte aufgehört. Durch das geöffnete Fenster drang der Duft von Rosen. Schwalben flirrten durch die Luft.

„Sieh die Schwalben, Liebste!" rief Gert. „Ein altes Lied von diesen Vögeln klingt in mir:

Als ich wiederkam,
War alles leer!

Das trifft bei mir nicht zu", sagte er lächelnd und küßte Irenes Hände, „ich bin im Licht und habe die Fülle des Glücks."

„Wirklich?" Sie lachte. „Doch nun muß ich dich fortschicken, lieber Mann." Ihr Blick wurde unruhig. „Mutter kann jede Minute zurückkommen. Es ist besser, sie ahnt von meinem Entschluß noch nichts."

Sie begleitete ihn bis zur Terrasse. Davor, auf dem kurzgeschorenen Rasen wieherte ihr Lieblingspferd, kläff-ten die Hunde.

„Morgen elf Uhr auf meinem Ausritt komme ich zu dir. Wir treffen uns bei Worthstein," sagte sie leise. „Ist es dir recht?"

„Einen Kuß muß ich noch haben, Liebste," bat er, „sonst weiche ich nicht von deiner Seite."

Da schlang sie ihre Arme um seinen Hals und drückte liebevoll ihre Lippen auf seinen Mund.

„Du, mein liebes Weib? Küß mich noch einmal! — Ach, nun muß ich die Ewigkeit bis morgen warten. Ich bin so glücklich! Liebe Irene!"

Glanz strahlte aus seinen Augen, und auch unter ihren blinkenden Wimpern leuchtete es weich und voll Glück; nur leise spielte um ihren Mund ein kleines, wehes Lächeln.

„Ich bin schlecht," dachte sie, „bin feig, aber ich bin es durch den geworden, der in so betörender Weise schlum-mernde Leidenschaften in mir geweckt. — Nun trägt der ge-liebte Mann ein Bild von mir im Herzen, das nicht mehr das meine ist. Aber er ist so gütig. Er wird mir helfen. — Ach, ich liebe ja nur ihn, ihn allein." (Fortsetzung folgt)

Unbekanntes aus Italien

Von Victor Ottmann / Mit 15 Bildern
nach Photos von Carlo Delius

Gibt es denn in Italien noch irgend etwas, das uns unbekannt wäre? — Haben deutsche Italienfahrer das Land ihrer alten Sehnsucht nicht von oben bis unten durchwandert, durchforscht, sind die liebevollsten und gründlichsten Bücher über Italien in schier unübersehbarer Menge nicht von Deutschen geschrieben worden? — Alles schön und recht, ohne Zweifel. Aber wenn hier von Unbekanntem die Rede ist, so gilt das nicht für das Häuflein der Kenner, für die Italien bis in seine innersten Winkel kaum noch Geheimnisse bergen könnte, sondern für die große Masse der Durchschnittstouristen. Es ist eben doch so, daß der Durchschnittstourist — das Wort ist übrigens durchaus nicht in herabsetzendem Sinne gebraucht — Land und Volk immer nur von gewissen, ziemlich einseitigen Gesichtspunkten aus und in verhältnismäßig engen Grenzen zu sehen bekommt. Wie wäre es auch anders möglich! In der Zeit beschränkt und an ein festes Programm gebunden, möchte er vor allem möglichst viel von jenen „Sehenswürdigkeiten" profitieren, denen Italien seine Weltberühmtheit verdankt. Der Landessprache gar nicht oder in nur sehr unzulänglicher Weise mächtig, bleibt er auf internationale Gasthäuser angewiesen, in denen zwar keine Schwierigkeiten der Verständigung bestehen, aber er findet dort weder italienischen Verkehr, noch kann er echt italienische Bräuche beobachten. Das eigentliche Volksleben bleibt also den meisten Reisenden unbekannt. Denn was sie davon zu

sehen und zu hören bekommen, wie etwa die angeblichen Volkssänger mit ihrem abgeleierten, ewigen „Santa Lucia“ oder „Funicoli, Funicola“, ist nur für die Fremden zurechtgemacht; der Italiener lacht darüber. Und so



Familie bei der Morgentoilette auf einer Straße in Santa Lucia bei Venedig

kommt es dann schließlich, daß der Italienfahrer bei Abschluß seiner Reise wohl eine Menge von Eindrücken und Erinnerungen aus den Gebieten der Kunst, der Altertümer, der landschaftlichen Schönheiten mit nach Hause nimmt, daß er aber vom eigentlichen „Italien des

Italieners" doch nur recht unvollkommene und unzulängliche Vorstellungen besitzt.

Wer aber erst einmal dahintergekommen ist, daß auf Reisen, und nicht etwa nur in Italien, das Hübscheste



Ein italienischer Scherenschleifer, der den Schleifstein durch das Hinterrad des Fahrrades antreibt

und Merkwürdigste meist abseits der ausgetretenen Pfade liegt, der findet gerade einen neuen und großen Reiz darin, in der Fremde auf eigene Entdeckungen auszugehen. Er erinnert sich des Rates, den ein so erfahrener Wandersmann, wie Goethe es war, seinem in Italien

reisenden Sohn August gab: „Überzeuge dich nur, daß es keineswegs von Bedeutung ist, wenn du auch ein



Typisches Bild aus Santa Lucia. Die Friseurin übt ihre Kunst auf der Straße aus

paar Achatkugeln aus dem belobten Rosenkranze vermissen solltest." Es bedrückt sein Gewissen nicht, manche

hochberühmte „Sehenswürdigkeit", die seinem persönlichen Interessenkreise fernliegt, nur flüchtig gesehen zu haben, um dafür umso gründlicher, nur vom Zufall und einem gewissen glücklichen Instinkt geleitet, in jenen Gassen und Winkeln, von denen das Reisehandbuch nichts weiß, als stiller Beobachter das Leben und Treiben der von keiner Fremdenindustrie beeinflußten kleinen Leute zu studieren. Wo aber böte sich dazu besser Gelegenheit, als in den Städten des Südens! — Man lebt und wirkt in Italien noch viel mehr „auf der Straße" als sonst irgendwo in dem zivilisierten Europa. Die alten Häuser in den Vierteln, in denen die ärmeren Schichten leben, sind meist dumpf und eng, zu klein für die vielen Menschen, die sich darin aufhalten; in der kalten Jahreszeit sind sie beim Mangel an ordentlichen Heizvorrichtungen auch zu unbehaglich. Soweit es die Jahreszeit erlaubt, verrichten deshalb die kleinen Leute häusliche Arbeiten und handwerkliche Verrichtungen gern



Wie man auf der Straße kunstvoll Makkaroni verzehrt. (Phot. Häckel)

auf der Straße, wo es hell ist, frische Luft den Aufenthalt angenehm macht und die Sonne scheint. Überdies bietet sich im Freien auch willkommene Gelegenheit, mit Nachbarn oder Vorübergehenden ein wenig zu plaudern, denn das so ausgeprägte Mitteilungsbedürfnis des Südländers ist unhemmbar. Es gibt zahllose Italiener der breiten Volksschichten, die in ihren vier Wänden nur zur Nachtzeit zu finden sind, weil sie sich, so gut es geht, den ganzen Tag im Freien aufhalten, dort nicht nur arbeiten, sondern auch die Mahlzeiten einnehmen und ihre Erholung suchen. Und es gibt auch arme Menschen, die nicht einmal für die Nacht ein Obdach haben, sondern die Ruhezeit irgendwo im Freien verbringen.

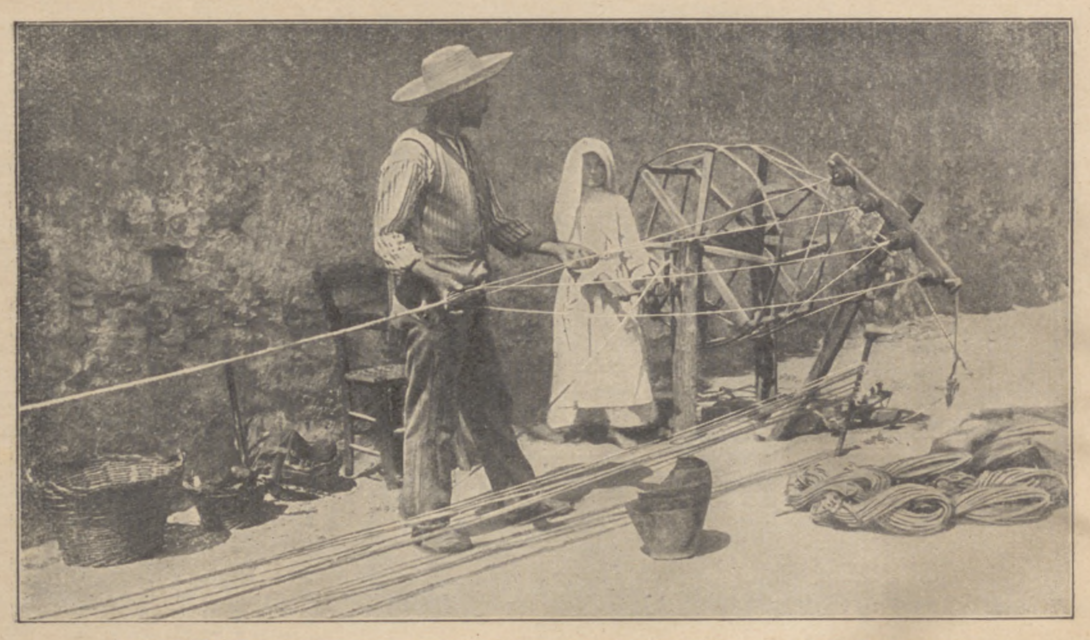


Ein Ölkuchenhändler ruft seine Ware aus

Wer in italienischen Städten die entlegenen Gegenden aufsucht, um das Volksleben der mittleren und unteren Schichten kennenzulernen, der wird gar manches Überraschende und Erstaunliche zu sehen bekommen, wovon der durchschnittliche Reisende nie auch nur das geringste bemerken wird. In einem der volksbelebten Hafenquartiere der großen See- und Handelstadt Genua sieht

man häufig eine besondere Klasse von Handwerkern im Freien arbeiten: die Matratzenausbesserer. Die Matratze wird von den in vielen Dingen so gleichgültigen und lässigen Italienern im besten Stand zu erhalten gesucht, wie denn überhaupt Italien als das „Land der guten Betten" zu rühmen ist. Selbst in den ärmeren Schichten wird hierauf der größte Wert gelegt, so daß für das Urteil der lieben Nachbarschaft über ein frisch getrautes Paar die Beschaffenheit der in die Ehe eingebrachten Betten geradezu ausschlaggebend ist. Auch in den dürftigen Herbergen entlegener Orte, die der Fremde nur mit äußerstem Mißtrauen betritt, findet er in dem ärmlichen Zimmer fast immer ein überraschend gutes Bett. Wo also alles, was zu einer guten Lagerstätte gehört, so sorgfältig gepflegt wird, gibt es für die Matratzenausbesserer genug zu tun. Sie arbeiten meist gleich an Ort und Stelle, indem sie die ihnen anvertrauten Matratzen und Polster an irgend einem Plätzchen vor dem Hause der Kunden schaffen. Auf originelle Weise üben die übrigens auch bei uns bekannten umherziehenden Scherenschleifer ihre bescheidene Tätigkeit aus. Nicht selten benutzen sie in neuerer Zeit ein Fahrrad als Motor, indem das gestützte und durch Treten angetriebene Hinterrad mit einem Treibriemen den auf der Lenkstange angebrachten Schleifstein in Umlauf versetzt. Auch diesem Handwerksmann, der nach klassischem Vorbild sagen darf: „Alles Meinige trage ich bei mir," fehlt es an Kundschaft nicht.

Wo man so viel auf der Straße lebt wie in Italien, bietet sich auch reichlich Gelegenheit, auf der Straße Hunger und Durst zu stillen. Im allgemeinen lebt der Italiener mäßig, er ist kein Schlemmer und Prasser, aber er liebt Näschereien, und diesem Trieb kommen zahlreiche „fliegende" Delikatessenhändler entgegen. Eine der häu-



Ein Seiler in Palermo. Die dünnen Fäden werden zu dicken Seilen zusammengedreht

figsten Erscheinungen in den Straßen sind die Maronenröster; für ein paar Pfennige gibt es bei ihm eine ganze Tüte der schmackhaften heißen Edelkastanien. Unter den erfrischenden Getränken ist die aus Zitronensaft bereitete Limonade besonders beliebt. Häufig sieht man Leute, welche die Limonade auf ungewöhnliche Weise zu sich nehmen; sie benutzen dazu den „Pirone", ein gläsernes Kännchen, aus dem sich der Durstige die Trinkflüssigkeit in dünnem Strahl in den Mund rinnen läßt, ohne die Lippen in Berührung mit dem Pirone zu bringen. Auf den ersten Blick mutet diese Art zu „trinken" wohl etwas sonderbar an, aber sie ist doch aus hygienischen Gründen dem Trinken aus vielbenutzten und mangelhaft gespülten Gläsern entschieden vorzuziehen. Es gehört allerdings eine gewisse Geschicklichkeit dazu, das Kännchen so zu halten, daß der ausfließende Strahl richtig in den Mund gelangt.



Wie man Limonade aus dem „Pirone" in den Mund gießt

Nicht weniger eigentümlich berührt den Fremden der Anblick der kleinen Ziegenherden, die in Italien, sogar

in modernen Großstadtstraßen, zu gewissen Tageszeiten von Haus zu Haus getrieben und an Ort und Stelle gemolken werden. Das hat seine Vorteile, denn eine bessere Bürgschaft für Frische und Unverfälschtheit der Milch kann sich der Abnehmer nicht wünschen. Die Ziegen



Frische, unverfälschte Milch von Ziegen, die auf der Straße gemolken werden

wurden früher zur größeren Bequemlichkeit der Hausfrauen über die Treppen bis in die obersten Stockwerke hinaufgetrieben; aus Gründen der Reinlichkeit geschieht das jetzt in größeren Städten nicht mehr.

Nicht nur leibliche, auch geistige und ästhetische Genüsse sind auf der Straße zu haben, vor allem, wie es sich in einem so musikfreundlichen Land von selbst versteht, musikalische. Neben dem Drehorgelmann ziehen



Auf Stricken, die von Haus zu Haus über die Straße gezogen werden, flattern die Wäschefahnen im Wind

Geigenspieler und Lautenisten umher, die übrigens nicht selten überraschend gut musizieren. Unter diesen „Bettel-musikanten“ sind manchmal Leute zu finden, die einst

von Erfolgen und Ruhm geträumt haben; jetzt sind sie schon zufrieden, wenn ihre Einnahmen zu einer Partie Tresett, dem zu vieren gespielten nationalen Kartenspiel, in einem billigen Kaffeehaus reichen.

Eine absonderlich wirkende Gestalt ist der wandernde „Orchestermann". Der musiktechnische Wundermann



Milchversorgung auf der Straße

bringt es fertig, in seiner Person eine ganze Jazzkapelle zu vereinigen. Mit den Händen spielt er die Harmonika, mit dem Mund die am Hals befestigte Hirtenflöte, mit dem Unterarm setzt er den Paukenschlegel in Schwung. Trommel und Becken werden durch Bewegungen des mit diesen Instrumenten durch eine Schnur verbundenen Fußes bedient; durch Schütteln des Kopfes setzt er das Glockenspiel, das die ganze groteske Erscheinung krönt, in Tätigkeit. Der Allerweltskünstler spielt also nicht we=

niger als sechs Instrumente gleichzeitig. Diese Orchestermänner stammen aus Kalabrien, treten jetzt aber immer seltener auf, weil die anspruchsvoller gewordenen Zeitgenossen ihre primitive Kunst nicht mehr so recht würdigen. Auch an den Beförderungsmitteln kann man im italienischen Straßenleben manches Merkwürdige beobachten. Fremde finden es komisch, daß der Droschkenführer bei Regenwetter einen großen Schirm aufspannt, den er neben dem Kutschbock befestigt; aber eigentlich ist es doch ganz praktisch. Trotz des Siegeszuges des Autos, das in den engen



Ein Bettelmusikant

Straßen von Rom und anderen Großstädten den Fußgänger aufs peinlichste bedrängt, sind in Süditalien außer Pferden und Maultieren die vielgescholtenen und doch so brauchbaren Esel noch immer als Zugtiere beliebt. Der Esel ist das anspruchloseste, geduldigste aller Zug- und Tragtiere, und gerade deshalb glaubt man ihm alles zumuten zu dürfen, wenn auch die Tierquälerei,

die in Italien früher so verbreitet war, in neuerer Zeit etwas nachgelassen hat. Kleine Umzüge werden meist mit Eseln bewerkstelligt.

„Umzüge" anderer Art kann man auf den Kanälen, den Wasserstraßen Venedigs sehen. Da zieht jemand, dem keine Sonne mehr lacht, den kein Leid mehr bedrückt, im Sarge, in blumengeschmückter Gondel, nach dem



Umzug mit Eselfuhrwerk in Neapel

Friedhof um, und alle, an denen er auf seiner letzten schweigsamen Fahrt vorüberkommt, entbieten ihm nach schöner Sitte den letzten Gruß. Was wäre Venedig ohne die von der Romantik verklärten, vielbesungenen Gondeln! Nicht immer sahen sie so schwarz und düster aus wie heute; zur Blütezeit der Republik Venedig, im Mittelalter, leuchteten sie in bunter Farbenpracht und waren pomphaft überladen, bis einmal ein Veto des

strengen Hohen Rates dem wetteifernden Gondelluxus Einhalt gebot und für alle Fahrzeuge, auch die der Vornehmen, das gleichmäßige Schwarz und die größte Einfachheit zur Vorschrift machte. Dieser Befehl ist dann von den Venezianern auch nach Beendigung der Dogenherrlichkeit bis zum heutigen Tage beachtet worden. Die goldenen Tage der Gondel sind freilich längst vorbei. Die Bedürfnisse des modernen Verkehrs vertragen sich



Matratzenausbesserer auf der Straße

schlecht mit Romantik und Poesie. Kanaldampfer und Motorboote machen den Gondolieri das Leben sauer, und wenn nicht die zahlreichen Fremden wären, die auf das balladenhafte Fahrzeug doch nicht ganz verzichten wollen, so hätten sie wohl schon alle ihren Beruf wechseln müssen. Auch die venezianische Post bedient sich für ihren Bestelldienst nicht mehr der Gondeln, sondern der flinken Motorboote, die den Gondelführern begreiflicherweise verhaßt sind.

Merkwürdig ist mancherorts auch das italienische Bestattungswesen. Fremden Besuchern der oft überaus



Während der Regenzeit in Italien tragen die Kutscher große, bunte Schirme

stimmungsvollen Friedhöfe wird es aufgefallen sein, daß sich an den Innenseiten der hohen Friedhofsmauern

reihenweise Tafeln von gleichmäßiger Form mit kurzen Namensinschriften oder Kreuzen befinden. Diese Tafeln bilden den Verschluß kleiner, nach dem Vorbilde der altrömischen Kolumbarien angelegten Nischen, und darin liegen, in hölzernen Kasten verwahrt, Totengebeine. Es ist



Eine venezianische Leichengondel auf dem Weg zum Friedhof

ein weitverbreiteter Brauch, die Verstorbenen zunächst zu beerdigen und die Gebeine nach Jahren wieder ausgraben zu lassen, um sie in einer Mauernische zum zweitenmal beizusetzen. Das Verfahren hat den Zweck, für den Toten, bei rascherer Wiedernutzbarmachung des Erdgrabes, eine dauernde Ruhe- und Erinnerungsstätte zu schaffen.

Wenn man reist, so sollte es eigentlich in der Absicht geschehen, Land und Leute kennenzulernen. Da sich aber

in den Hauptstraßen der Städte aller kultivierten Völker das Leben und Treiben in kaum mehr voneinander unterschiedenen Formen vollzieht und alles immer gleichartiger wird, sollte man nicht versäumen, auch entlegenere Viertel zu besuchen, denn an solchen Stätten besteht immer noch Aussicht, manches Eigenartige zu beobachten, was sonst nicht mehr zu sehen ist. Und gerade Italien bietet im Leben der unteren Schichten noch viel Besonderes, wovon hier nichts geschildert oder im Bilde gezeigt werden konnte.

Silbenkreuzworträtsel

◆	◆	1	◆	2	3		◆	4	◆	◆
◆	5		6	◆		◆	7		8	◆
9		◆	10	11	◆	12		◆	13	
◆		◆	◆	14			◆	◆		◆
	◆	15			◆	16		17	◆	
◆	18		◆	◆	◆	◆	◆	19		◆
	◆	20		21	◆	22			◆	
◆	23	◆	◆	24			◆	◆	25	◆
26		◆	27		◆	28	29	◆	30	
◆	31	32		◆	33	◆	34	35		◆
◆	◆		◆	36			◆		◆	◆

Wagrecht: 2. Stadt in Italien, 5. Dichtungsform, 7. Sagengestalt, 9. europäischer Staat, 10. Gefäß, 12. englische Kolonie in Arabien, 13. Stadt in Amerika, 14. Verbrecherschiff, 15. grammatikalische Bezeichnung, 16. chemisches Element, 18. Figur aus Wallenstein, 19. Räuber, 20. mathematische Bezeichnung, 22. Land in Asien, 24. Staatsmann, 26. italienische Provinz, 27. Fluß in Hannover, 28. Schlange, 30. sportliche Veranstaltung, 31. Rasse, 34. Gegensatz von Mehrheit, 36. Stadt am Rhein.

Senkrecht: 1. italienische Hafenstadt, 3. Vogel, 4. südafrikanischer Volksangehöriger, 5. Ort im Harz, 6. Universitätswürde, 7. Stoffart, 8. Gemütserregung, 11. Gegensatz von positiv, 12. Teil des Zirkus, 15. Bezeichnung für begabt, 17. Landschaft in Altitalien, 21. indischer Geistlicher, 22. Erziehungsanstalt, 23. Insel in der Südsee, 25. Erfinder eines Thermometers, 27. Musikinstrument, 29. juristische Bezeichnung, 32. Ort am Gardasee, 33. Schreibgerät, 35. mohammedanischer Mönch.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Wind und Regen

Von Joseph Schmidburg / Mit 3 Figuren

Vor nicht allzulanger Zeit ließ sich alles, was man vom Winde wußte, zusammenfassen in die Worte: „Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt."

Später, als man Apparate erfand, mit denen die Schwankungen des Luftdrucks gemessen werden konnten, meinte man, der Wind entstände dadurch, daß die Luft von einem Gebiet mit hohem Luftdruck nach einem Gebiet mit niedrigem Luftdruck abfließt — bis schließlich genaue Wetterkarten gezeichnet wurden, aus denen man erkannte, daß der Wind in den meisten Fällen nicht vom hohen zum niedrigen Luftdruck geht, sondern so, daß er den Punkt des geringsten Luftdrucks an seiner linken Seite hat. Seitdem ist das Wissen von den Ursachen des Windes wieder ein gutes Stück weiter gefördert worden. Man weiß jetzt: der Wind ist die Auswirkung von zwei auf der Erde dauernd vorhandenen Naturkräften, der Sonnenstrahlung und der Erddrehung.

Warme Luft ist leichter als kalte. Wenn warme und kalte Luft zusammenkommen, steigt die warme Luft nach oben, die kalte Luft breitet sich unten aus. Das merkt man, wenn in einem stark geheizten Zimmer die Türe nach dem kalten Flur geöffnet wird. Dann spürt man sofort einen kalten Luftzug an den Füßen. Den Wärmeunterschied kann man fühlen, wenn man die Hand oben in die Türöffnung und dann unten an den Fußboden hält. Die Richtung des Luftzugs erkennt man am

Flackern einer oben und unten in den Türspalt gehaltenen brennenden Kerze.

Der gleiche Vorgang spielt sich auch draußen in der Natur ab. Die Erdoberfläche wird von der Sonne erwärmt. Wenn an der Meeresküste das Land unter der Wirkung der Sonnenstrahlen rascher warm wird als das Wasser, dann wird auch die Luftsäule über dem Land erwärmt, und ein kühler Seewind weht vom Wasser nach dem Lande hin. Wenn im Tal der Schnee geschmolzen ist und der dunklere Talboden von den Sonnenstrahlen schneller erwärmt wird als die Schneefelder auf den Höhen, dann streicht ein kalter Luftzug von der Höhe herab ins Tal. So entstehen örtliche Winde von geringer Ausdehnung. Über die ganze Erdkugel wehen aber dauernd große Windströmungen zwischen den Gegenden am Äquator und den Polarkreisen.

Zwischen den heißen Wendekreisen, dort wo die Sonne senkrecht auf die Erde herabscheint, wird die Luft stark erhitzt, steigt nach oben und breitet sich nach den Polen hin aus. Von den Polarkreisen streicht die kalte Polarluft über die Erde nach dem Äquator, bis sie in wärmere Gegenden kommt, dort erwärmt wird und an der Aufwärtsbewegung teilnimmt. So fließt auf jeder Hälfte der Erdkugel seit Jahrtausenden ein ununterbrochener Luftstrom. Auf der nördlichen Halbkugel fließt die warme Luft in der Höhe nach Norden, die kalte Luft am Boden nach Süden. Beide Luftströme werden durch den Einfluß der Erddrehung aus ihrer Richtung gelenkt.

Bei der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse bewegt sich jeder Punkt des Äquators mit einer Geschwindigkeit von vierhundertvierundsechzig Meter in der Sekunde von Westen nach Osten. Auf den übrigen Breitengraden der Erde ist die Geschwindigkeit geringer;

in der Gegend von Petersburg und Kristiania, jetzt Oslo genannt, beträgt die Geschwindigkeit der Erdoberfläche nur noch zweihundertzweiunddreißig Meter in der Sekunde.

Die ruhende Luft nimmt an der Erdumdrehung teil und hat die gleiche Umdrehungsgeschwindigkeit wie der darunterliegende Erdboden. Wird die Luft vom großen Luftstrom von Süden nach Norden gedrängt, so sucht sie die von der Erddrehung herrührende Eigengeschwindigkeit beizubehalten und eilt dem langsamer umlaufenden Erdboden in der Richtung nach Osten voraus; aus dem Südwind wird ein Südwestwind (Fig. 1). Aus derselben Ursache bleibt die nach Süden fließende Polarluft gegen die schneller umlaufende Erdoberfläche in der Richtung nach Westen zurück; aus dem Nordwind wird Nordostwind. In unsern Gegenden sind die Hauptwindrichtungen nicht der Süd- und Nordwind, sondern der Südwest- und Nordostwind.

Auf der südlichen Halbkugel wird gleichfalls der warme Wind nach Osten, der kalte Wind nach Westen abgelenkt. Da aber dort der warme Wind von Norden, der kalte Wind von Süden kommt, so gilt für die südliche Halbkugel immer das umgekehrte Bild der Windfiguren der nördlichen Halbkugel.

Der nördliche Polarkreis ist dauernd von einem Kranz nordöstlicher Windströmungen umgeben, in denen die kalte Polarluft nach Süden geführt wird. Wenn warmer Südwestwind über kalten Nordostwind streicht, dann bildet sich zwischen beiden Luftströmungen ein schmaler Grenzstreifen, der an keiner der beiden Strömungen teilnimmt, aber von beiden Strömungen bewegt wird. Diese Bewegungen bestehen in Luftwellen, die sich durch heftige Windstöße bemerkbar machen, und in kreisenden Luftwirbeln.

Was in der Höhe vor sich geht, berührt uns auf Erden wenig; nur die Führer von Luftschiffen und Flugzeugen lernen diese Vorgänge kennen. Wichtiger für uns sind die Windbewegungen an der Erdoberfläche.

Dort, wo die Nordostströmung als flache Schicht am Erdboden ausläuft, bildet sich ebenfalls zwischen Nord- und Südluft eine trennende Luftschicht, die — in horizontaler Linie gemessen — eine viel größere Breite hat als der senkrechte Abstand der beiden Luftströmungen in der Höhe. Auch hier bilden sich Windwellen und große Luftwirbel. Diese Drehungsrichtung ist aus der zweiten Figur zu erkennen.

Norden
Nordwind
Südwind
Süden
Richtung der Erddrehung

Fig. 1. Änderung der Windrichtung auf der nördlichen Halbkugel

Da die von Norden kommenden Luftströmungen, die jeden Luftwirbel nach Westen drängen, nur auf einen schmalen Rand der kreisenden Luftmasse wirken, dagegen die südlichen Strömungen, die nach Osten drängen, eine größere Berührungsfläche — seitlich und oberhalb — haben, so rücken die einzelnen Luftwirbel fast immer langsam von Westen nach Osten fort.

Durch die Einwirkung der Erddrehung wird jeder Wind, wenn er nicht genau aus Osten oder Westen kommt, in der Richtung nach rechts abgelenkt. Auch die in jedem horizontalen Luftwirbel kreisenden Winde werden dauernd nach rechts, also nach außen gedreht. Dadurch entsteht in der Mitte jedes Wirbels ein luftverdünnter Raum, eine Stelle niedrigen Luftdrucks, ein sogenanntes Minimum. Am Barometer kann man dies

beobachten. Wenn ein Luftwirbel über uns hinwegzieht und das Barometer fällt, dann nähert sich das Minimum, die Mitte des Luftwirbels. Wenn das Barometer wieder steigt, dann ist das Minimum vorübergezogen.

So gleichmäßig, wie es in Figur 2 schematisch dargestellt ist, sieht die Windkarte jedoch nicht immer aus. Die Unebenheiten der Erdoberfläche, die Hochländer und Gebirgszüge bedingen oft eine Ablenkung der Windrichtung. Wenn Wolkenschichten den Sonnenstrahlen den Zugang wehren, wechselt die Wirkung der Sonnenwärme auf Land und Wasser. Bei solchen Schwankungen der treibenden Kraft wechselt die Stärke der Windströmungen; bald von Nordosten, bald von Südwesten her strömen kalte oder warme Luft weit über den gewöhnlichen Grenzstreifen hinaus. In den Wintermonaten der nördlichen Halbkugel reichen Einbrüche der kalten Polarluft bis an die Nordküste von Afrika, Einbrüche der warmen Südluft bis über die nördlichsten Teile von Norwegen. Meist wird jeder Vorstoß einer Luftströmung von einem Gegenstoß der entgegengesetzten Strömung an einer andern Stelle begleitet.

Die dritte Figur läßt erkennen, welches Windbild entsteht, wenn zwei solche Vorstöße nebeneinander auftreten. In dem hier angenommenen Fall verläuft der Grenzstreifen zwischen den beiden Luftströmungen nicht von West nach Ost, sondern in der Richtung der Linie A—B. Auch in diesem Falle bilden sich im Grenzstreifen Luftwirbel, die aber in der Richtung nach Nordosten weiterziehen. Bei B, wo die Südströmung aufhört, wird die warme Südluft durch die zuströmende kalte Luft vom Erdboden abgehoben. Bei A, wo die Polarströmung ihr Ende findet, wird häufig die kalte Luft, noch bevor sie sich ausreichend erwärmt hat, durch den Gegendruck der

Südströmung nach Osten abgedrängt und macht sich dann als kalter Nordwestwind bemerkbar, oder sie bleibt als kalte Schicht auf dem Erdboden liegen, und der warme Südwestwind gleitet darüber hin.

Eigenartige Erscheinungen entstehen, wenn diese kalte Luft rings um ein hohes Gebirge gelagert ist und die Berge in den warmen Luftstrom aufragen. Wer dann eine Bergwanderung unternimmt, beginnt den Weg im Tal in der Kälte, unter Nebel und Wolken; oben auf der Höhe angelangt, geht er in warmer Luft und im Sonnenschein. Wenn sich die kalte Luft unter der Einwirkung des darüberstreichenden Windes in Bewegung setzt, dann wird zuerst die kalte Luft auf der dem Wind abgekehrten Seite des Gebirges abgetrieben. Der hierdurch entstehende leere Raum wird dann von dem warmen Luftstrom ausgefüllt. In den Tälern auf der dem Winde abgekehrten Seite weht dann schon warme, klare Luft, während auf der andern Seite des Gebirges noch kalte Luft und dicke Wolken liegen. Es ist üblich geworden, die in der Schweiz für diese Wetterlage ge-

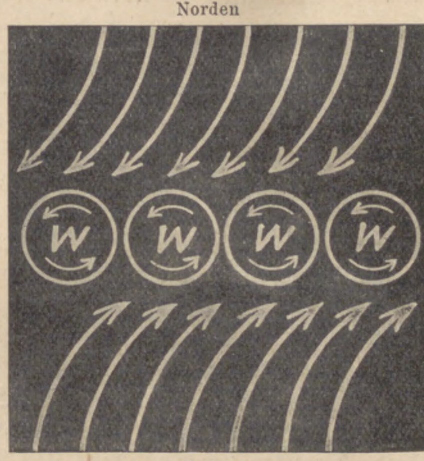


Fig. 2. Bildung der horizontalen Luftwirbel (W = Luftwirbel)

bräuchliche Bezeichnung „Föhn“ auch in anderen Gebirgs-
gegenden anzuwenden.

Aus dem ständig wechselnden Zusammenwirken der
örtlichen Winde, der großen Luftströmungen, der Luft-
wirbel im Grenzstreifen und der großen Vorstöße kalter
und warmer Luft entsteht das veränderliche Bild der
Winde, unter denen wir leben und die wir zum Antrieb
des Segelschiffs und der Windmühle ausnutzen. Wenn
wir vorher wüßten, wann und an welcher Stelle die
nächsten Vorstöße kalter und warmer Luft erfolgen wer-
den, dann ließe sich das Wetter mit einiger Sicherheit
auf längere Zeit voraussagen. Aber bis es so weit kommt,
wird wohl noch mancher Regentropfen aus den Wolken
fallen. —

Wenn wir die Bibel aufschlagen, finden wir nach dem
ersten Kapitel der Schöpfungsgeschichte einige Bemer-
kungen verschiedenen Inhalts, die den Ordnern der hei-
ligen Schriften des Aufhebens wert erschienen. Dort
steht: „Gott der Herr hatte noch nicht regnen lassen auf
Erden; aber Nebel ging auf von der Erde und feuchtete
alles Land.“ Daraus folgt, daß beobachtende und den-
kende Menschen der damaligen Zeit Nebel und Regen
für besondere Erscheinungen der Witterung hielten.

Die uns umgebende Luft enthält dauernd etwas
Wasser in Form von Wasserdampf. Diese Bezeichnung
für Wasser in gasförmigem Zustand wird gewählt, weil
man unter Wasser„gas“ etwas anderes, nämlich eine
Mischung von Wasserstoff und Kohlenoxyd, versteht.
Warme Luft kann mehr Wasserdampf aus den Wasser-
flächen und dem feuchten Erdboden aufnehmen als kalte.
Wenn die mit Wasserdampf gesättigte warme Luft durch
die Kühle der Nacht oder durch Berührung mit einem
kalten Luftstrom abgekühlt wird, dann scheidet sich

ein Teil des Wasserdampfes in Form kleinster Wasser-tröpfchen als Nebel ab. Das ausgeschiedene Wasser sinkt durch die größere Schwere zu Boden und schlägt sich als Tau auf den Pflanzen und der Erde nieder. Der Tau fließt allmählich zu größeren Tropfen zusammen, die herab-fallen und in der Erde versickern. Manchmal ist am frühen Morgen, wenn die Sonne schon zu scheinen beginnt, die Taubildung noch nicht beendet; eine dünne Nebel-schicht lagert über dem Boden. All-mählich wird diese Nebelschicht von der Wärme der Sonnenstrahlen wieder aufgelöst und verschwindet in der wärmer werdenden Morgenluft. — Das ist einfach zu erklären. Aber das aus der Luft sich abscheidende Wasser sinkt nicht nur als Nebel zu Boden, sondern bleibt auch als Wolke in der Luft schweben. Um dies zu erklären, muß eine andere Erscheinung zu Hilfe genommen werden, nämlich die Elektrizität.

Fig. 3. Vorstöße kalter und warmer Luft

Elektronen bilden die Grundlage alles irdischen Stof-fes, elektrische Vorgänge sind überall wahrnehmbar. Auch in der Luft, die als leicht bewegliche Hülle den festen Erdkörper umgibt, sind dauernd elektrische La-dungen enthalten, bald nach der positiven, bald nach der negativen Seite. Wenn nun in einer elektrisch geladenen

Luftschicht Wasserdampf ausscheidet und kleine Wasser-tropfen gebildet werden, dann drängen sich die vom Wasserdampf getragenen Elektronen auf engerem Raum zusammen, und jeder einzelne Wassertropfen steht unter einer größeren elektrischen Spannung. Die gleichzeitig und unter denselben Bedingungen entstandenen Wasser-tröpfchen bilden zusammen ein System, das sich infolge der elektrischen Spannung nicht mehr zusammendrücken läßt. Jedes solche Wolkensystem ist zwar schwerer als die Luftschicht, in der es entstanden ist, aber leichter als die schwerste Luftschicht dicht an der Erdoberfläche. Es sinkt also tiefer, aber nur so weit, bis es die Luftschicht erreicht hat, die seinem Eigengewicht entspricht. Dann schwebt die Wolke auf dieser Luftschicht in gleicher Höhe weiter.

Deutlich konnte ich dieses Ziehen der Wolken einmal im Hunsrück beobachten, am Rande des tief eingeschnit-tenen Hahnenbachtals. Von Westen her, am Dorfe Bundenbach vorbei, trieben dicke Nebelballen über die Felder der Hochebene. Am Abhang des Hahnenbachtals glitten die Nebelballen ungefähr zwanzig Meter her-unter, dann zogen sie alle in gleicher Höhe als Wolken quer über den Hahnenbach fort. Am andern Abhang wurden sie vom Wind wieder in die Höhe gedrückt und schoben sich als Nebelballen auf den Wiesen und Äckern weiter in der Richtung auf Schneppenbach. In diesem Falle lag die für die Wolken tragfähige Luftschicht etwa zwanzig Meter tiefer als der Rand der Hochebene.

Wenn Wolken zu dicken Lagen zusammengetrieben werden, dann sickern aus den oberen Teilen ihrer Schicht Wassertropfen nach unten und fallen aus dem unteren Wolkenrand zu Boden. Wer einmal den Versuch macht, durch eine Regenwolke nach oben zu steigen — auf den Bergstraßen der Schweiz kann man das leicht unter-

nehmen —, der gerät am unteren Rand der tropfenden Wolke in eine dicke, feuchte und dunkle Schicht. Man hat den Eindruck, als befände man sich in einer mit Wasserdampf gefüllten Waschküche. Dicke Wassertropfen setzen sich an der Kleidung fest. Je höher man aber steigt, desto trockener und heller wird die Wolke. Schließlich geht man durch leuchtend weißen Nebel, und dann sind es oft nur noch ein paar Schritte, bis man in freier Luft, unter blauem Himmel anlangt. Die Wolke liegt dann gleich einem weißen Schneefeld zu Füßen des Wanderers.

Regen entsteht, wenn Wolken mit verschiedener, positiv und negativ elektrischer Ladung zusammengetrieben werden und sich miteinander vermischen. Dann gleichen sich die entgegengesetzten elektrischen Ladungen aus, und die Spannungen, die bis dahin das Zusammenfließen der kleinen Wassertröpfchen verhindert hatten, sind nicht mehr wirksam. Aus den kleinen Tröpfchen des Wolkennebels bilden sich in Menge große Tropfen, die nun als Regen herabfallen, indes die Wolken sich allmählich auflösen.

In warmen Sommermonaten, wenn die Verdunstung des Wassers und ebenso die Wolkenbildung rasch und entschieden vor sich geht, ist die Neigung der kleinen Wasserbläschen, sich zu größeren Tropfen zu vereinigen, manchmal so groß, daß sie den Widerstand der elektrischen Spannung überwindet. Dann findet in der Wolke eine rasche Zusammenballung des Wassers zu Regentropfen statt. Ein luftverdünnter Raum entsteht, der sich durch Ansaugen der umgebenden Luft in plötzlichen Windstößen bemerkbar macht, schon ehe die ersten Regentropfen den Erdboden berühren. Bald darauf entlädt sich die in der Wolke enthaltene freie Elektrizität in einem Blitzstrahl, und gleichzeitig fällt ein Teil des in der Wolke zurückgehaltenen Wassers als rauschender Gewitterregen herab.

Blitz und Donner mit den begleitenden Regengüssen dauern an, bis der Wasservorrat der Wolke erschöpft ist.

Wenn bei diesen Vorgängen in der Gewitterwolke eine Abkühlung unter den Gefrierpunkt eintritt, gefrieren die Regentropfen zu Eiskörnern: es hagelt.

Im Winterhalbjahr sind Gewitter bei uns selten. Zur Winterzeit treten Schneeflocken und feine Eiskristalle an die Stelle des Regens, ohne daß die sonstigen Vorgänge sich ändern. Auch der Nebel setzt feine Eisnadeln ab, und Rauhreif bildet sich.

Wenn die ganze Natur auf dem Grundgedanken der Folgerichtigkeit aufgebaut ist, dann muß auch der Regen seinen bestimmten Zweck haben, einen Zweck, den der Nebel allein nicht erfüllen kann.

In wärmeren Gegenden, in denen die Verdunstung des Meerwassers rascher vor sich geht, genügt der Nebel, um durch allnächtliche Taubildung den Erdboden in der Nähe der Meeresküste zu befeuchten und den Pflanzenwuchs zu ermöglichen. Regen wäre also dort nicht nötig. Aber die Wirkung des aufsteigenden Nebels würde immer nur einen schmalen Landstreifen an der Küste des Weltmeeres umfassen. Unter kühleren Himmelsstrichen würde der Nebel nicht einmal dazu ausreichen, dem Küstenland die zum Pflanzenleben nötige Feuchtigkeit zu bringen. Hier müssen Regenwolken als notwendige Spenderinnen des lebenbringenden Wassers eintreten. Nicht nur an der Küste, sondern in allen Teilen des Weltmeeres sammelt sich die aufsteigende Feuchtigkeit in dicken Ballen zu Wolken, und diese verfrachten sie weithin, bis sie irgendwo, je nach der Richtung des Windes, ihr Regenwasser über dem Festland ausschütten.

Außer dieser unregelmäßigen, mehr dem Zufall unterworfenen Wasserverteilung hat das Festland noch seine

regelmäßige Bewässerung. Hier und da im Innern der großen Landmassen sind hohe Gebirgszüge als gewaltige Dämme aufgerichtet, an denen sich die vom Winde getriebenen Wolken sammeln und einen Teil ihres Wasservorrats absetzen. Das Wasser fließt in zahlreichen Bächen zu Tal, die Bäche vereinigen sich zu Flüssen, und in den Flüssen wird der nicht benutzte Teil des Wasservorrats wieder dem Meere zugeführt. Bäche und Flüsse sind die regelmäßigen Bewässerungsanlagen, mit denen Pflanzen, Tiere und Menschen bei ihrer Ansiedlung rechnen können.

Der Regen ist ein Geschenk der Mutter Erde an ihre Kinder — ein Mittel, große Strecken der Erdoberfläche für lebende Wesen bewohnbar zu machen.

Groß und klein

Hast — groß — du mich begangen,
weißt kaum noch, wie es kam.
„Ich bitte um Verzeihung,
‚es' war nicht gern getan!"

Doch — klein — mit allem Guten,
das dir beschert kann sein,
hast du ein frohes Leben.
Was mag das Wort nur sein?

Scharade

Ein Kunstwerk ist das Ganze, das uns lehrt,
für ringes Geld in wenig Abendstunden
mit erster Silbe unsern eignen Wert,
die Torheit, die an andern sich gefunden,
in zweiter Silbe anzuschaun. — Verkehrt
die beiden Silben wiederum verbunden,
hat es noch nie ein dauernd Glück gewährt.
Bei erster ist die zweite bald verschwunden,
oft Glück und Ruh' und was den Menschen ehrt.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Der heilige Stier von Mysore

Dieser gewaltige Steinkoloß, aus einem einzigen Felsblock gemeißelt, liegt auf einem Hügel in der Nähe der früheren indi=schen Königsstadt Tansore und wird von den Brahma=nen hoch verehrt.



Blütenhals und Vogelschnabel

Von Hermann Radestock / Mit 4 Bildern

Bisher wurde angenommen, daß beim Übertragen des befruchtenden Blumenstaubes durch Tiere fast nur Insekten in Betracht kämen, und daß deshalb sich seit fernsten Zeiten eine so eigenartige und weitgehende Anpassung zwischen der Form der Blüten und der Gestalt der Insekten herausgebildet habe, woneben es in der Natur kaum etwas ähnlich Vollkommenes und Bedeutungsvolles gäbe. Nun sind aber durch die neuere Vogelblumen- und Blumenvögelforschung so viele wichtige Tatsachen festgestellt worden, daß dadurch auch auf den Entwicklungsgang unserer europäischen Blumen- und Vogelwelt neues Licht fiel. Während man früher annahm, Vogelblumen und Blumenvögel seien lediglich an tropisches Klima gebunden, ist durch Professor Werth und andere Forscher neuerdings festgestellt worden, daß derartige Blumen in Nordamerika noch in den nördlichen Staaten Wyoming, Idaho und Montana, ja sogar in Alaska und Kanada wachsen, darunter eine Art Akelei, Balsamine und Geißblatt. In Südamerika findet man sie noch auf Feuerland in vier Arten, darunter eine Fuchsia, im Stillen Ozean noch auf den Aucklandsinseln südlich von Neuseeland. Demnach kommen sie bis zum fünfzigsten und sechzigsten Grad südlicher beziehungsweise nördlicher Breite vor, und am Kilimandjaro sind sie bis zu viertausend Meter, auf den Kordilleren von Ekuador und Bolivia bis zu fünftausendvierhundert Meter Höhe, also bis zum Rand der Gletscher, noch zu finden. Überall werden diese Blüten,

hauptsächlich von wandernden Kolibris, regelmäßig besucht und bestäubt. Im Staat Illinois der Vereinigten Staaten von Nordamerika beobachtete man, daß die Vögel ihre Ankunft und Abreise genau nach dem Auf-



Gemeiner Kolibri, Trochilus colubris; links oben: Männchen fliegend; links unten: Weibchen. Rechts oben: Cinnyris pectoralis; rechts unten: Anthotreptes malaccensis

und Abblühen der von ihnen aufgesuchten Blumen einrichten. Die Bestäubung der Pflanzen durch umherziehende Vögel ist nun allerdings nicht die Regel, sie ist in Amerika möglich und wird dort begünstigt durch

das Vorkommen hochalpiner Vogelblumen in der Süd-Nord-Richtung der das Klima beherrschenden Kordilleren. Soweit die in dieser Hinsicht noch lückenhaften Forschungen reichen, finden sich Vogelblumen und Blumenvögel in folgenden Grenzen: im Süden in der ganzen gemäßigten Zone; im Norden bis zu dem großen afrikanischen und asiatischen Wüsten- und Steppengürtel. Im Vogelblumengebiet liegen demnach noch Senegambien, Kordofan, Nubien, Abessinien, Palästina, Beludschistan, Nepal, Siam, Kotschinchina und die Philippineninseln.

Warum fehlen nun die Vogelblumen — das heißt Blumen, die von nahrungsuchenden Vögeln während der Blütezeit besucht und dabei bestäubt werden — in Europa? In früheren Erdperioden, in denen in Europa ein anderes Klima herrschte, sind sie nach der Zusammenstellung ausgegrabener Arten vorhanden gewesen. Noch in der Tertiärzeit gab es echte Vogelblumen aus den immergrünen, lederblättrigen Gattungen Protea, Embothrium, Banksia, Kallistemon und Eukalyptus; blumenbesuchende Vögel lebten zur gleichen Periode aus den Gattungen der Drosseln, Spechte, Grasmücken, Mauersegler, Meisen, Finken und Sperlinge. Es gab jedoch auch schon damals, wie heute, im Pflanzenreiche Übergänge von der Vogelblume zur Insektenblume — Blumen, die von Insekten bestäubt wurden — und von Blumenvögeln zu insekten- und körnerfressenden Vögeln. So neigten die Vertreter aus der genannten Blumengattung Protea schon im Tertiär mehr zu den Insektenblumen, und die Vertreter der Gattung Erika hatten den Übergang dazu schon früher vollzogen. Mehr und mehr änderte sich nun im Lauf von Jahrhunderttausenden das Klima und mit ihm die Tier- und Pflanzenwelt Europas bis zum heutigen Zustand. Immer

mehr Pflanzenarten mußten sich, um bestäubt und befruchtet zu werden, an Insektenbesuch anpassen, und immer mehr Vögelarten waren genötigt, zur Stillung ihres Durstes und Hungers auf ihre einstige hauptsächliche Nahrung von Blumennektar und -honig zu verzichten und sich mit Wasser, Samen, Früchten und Insekten zu begnügen. Insekten fanden sie zur Not überall, sogar im Winter; Blumen aber blühten nur während der warmen Jahreszeit. Das muß wohl entscheidend gewesen sein: die ursprünglich aufsuchenden Blumenvögel fanden allmählich mit dem Einsetzen längerer und kälterer Winter weder Nektar noch Honig und mußten deshalb ihre Ernährungsweise ändern. Für Insekten war das nicht nötig, denn sie verbrachten ja die vegetationsarme Jahreszeit, ohne zu fressen, als Larven und Puppen. Während des Sommers konnten sie die Gebiete, in denen sie Nahrung fanden, nun auch auf die früher von Vögeln aufgesuchten Blumen ausdehnen, während in den Tropen, umgekehrt, die Vögel noch jetzt immer mehr die ursprünglich von Insekten besuchten Blumen in sogenannte Vogelblumen verwandeln, wobei es nicht selten zum Streit mit früheren Nutznießern, besonders den Schmetterlingen, kommt.


Antholyza bicolor Gasp.
Blüte in Seitenansicht mit Nektartropfen

In der Pflanzenwelt spricht man vielfach von sogenannten Relikten, das heißt von Arten, deren Verwandtschaft bei uns im Laufe der Zeit verschwunden ist, die

sich aber durch notdürftige Anpassung an Klima und Boden der Jetztzeit an manchen Orten trotzdem noch erhielten. Kann man nun ähnliche Erscheinungen auch bei den niederen, das heißt den schlecht an die Umwelt angepaßten Vogelblumen in Europa beobachten?

In den Botanischen Gärten von Messina, Catania und auf La Mortola sind allerdings von verschiedenen Gelehrten unlängst rein europäische Vogelarten aus den Gattungen der Meisen und Grasmücken beobachtet worden, wie sie an den Vogelblumen angepflanzter Aloe- und Eibischarten regelmäßig in frühen Morgenstunden Nektar aus den Blüten tranken. Zum Teil stellten sich diese Vögel noch etwas ungeschickt dabei an und zerbissen die Blüten. Aber auch im nördlichen Europa gibt es noch Vogelarten, bei denen die Vorliebe ihrer Ahnen für Honig und Nektar nicht ganz erloschen ist. Als Charles Darwin seinerzeit eine Umfrage an Vogelkundige richtete, schilderten ihm viele ihre Beobachtungen an Grünfinken, Buchfinken, Rotkehlchen, Amseln, Drosseln, Sperlingen und Gimpeln. Alle diese Vögel hatten es besonders abgesehen auf Krokus, Primeln, Kirschen- und Apfelblüten. Professor Frankland sah, daß ein Gimpel in drei Minuten über zwanzig Primelblüten kunstgerecht aufbiß und den Nektar austrank. In anderen Fällen wurde beobachtet, daß Sperlinge Blüten des Goldregens heimtrugen. Dohlen holten Blüten unserer Blauen Gundelrebe, Meisen zerbissen Stachelbeerblüten. Auch andere in Vogelnestern zuweilen gefundene Blumen dürften wohl eher dem Nahrungs- als dem früher vermuteten Schmuck- und Spielbedürfnis von Vogelpärchen zuzuschreiben sein, so menschlich rührend es uns auch anmuten mag, wenn ein Star angeblich seinen Jungen Primelblüten zum

Spielen bringt, oder wenn ein Stieglitzpärchen seit zwölf Jahren sein Nest immer wieder aus blühenden Vergißmeinnichtblumen baut. Die bekannte Vorliebe der Stare und Amseln für Kirschen oder Weinbeeren dürfte eben-



Anachnothera longirostris. Oben Männchen, unten Weibchen

falls als reliktartiges Zuckerbedürfnis ehemaliger Blumenvogelvorfahren zu deuten sein. Ebenso liegt es wohl bei Pflanzen mit ihren für den dünnen Insektenrüssel oft viel zu weiten Blütenhälsen so mancher einheimischen Lippen- und Schmetterlingsblüten sowie Glockenblumen, und dem in heißen Sommern, beispielsweise

in Fingerhutblüten, oft überreichen Nektargehalt, aus dessen erstarrten Kristallen von Lippmann hochwertigen Invertzucker gewann.

Die Anpassung von Blütenhals und Vogelschnabel ist in Europa durch die Ungunst des Klimas verlorengegangen. Die Anpassung ist aber auch bei echten tropischen Vogelblumen und Blumenvögeln bisher aus Unkenntnis unterschätzt worden. Einer unserer besten Kenner auf diesem Gebiet, Professor Porsch in Wien, der die durch Vögel herbeigeführte Blütenbestäubung mehrere Jahre in Kolombo, Singapore und vor allem im großartigen Botanischen Garten von Buitenzorg auf Java studierte, sagt: „daß gegenwärtig bloß ein verschwindend kleiner Teil der Fülle tatsächlich vorhandener Vogelblumen auf ihren Blütenbau und die Erscheinungen ihrer Bestäubungsvorgänge hin eingehend untersucht ist."

Vogelblumen sind in auffallender Weise dem bunten, oft grellfarbigen Gefieder der Vögel, von denen sie bei der Nahrungssuche bestäubt werden, angepaßt. Die sogenannten Papageienfarben überwiegen dabei, dann aber auch der auffallende Reichtum an Nektar und die Duftlosigkeit dieser Blüten, im Gegensatz zu den Insektenblumen, die besonders durch Duft anlocken. Weitere Kennzeichen sind das Fehlen oder die mehr oder weniger weit vollzogene Rückbildung einer Blütenkronensitzfläche, welche die ausgezeichnet fliegenden Kolibris, Honigfresser, Pinselzungenpapageien, Brillen-, Honig- und Zuckervögel gar nicht brauchen. Endlich die besondere Festigung und Verstärkung des Blütengewebes der vom Vogelschnabel mehr als bei den von Insekten besuchten Blumen bedrohten inneren Blütenwände.

Bei den entsprechend ausgerüsteten Blumenvögeln fällt ihr hohes Flüssigkeits- und Zuckerbedürfnis auf. Alle diese Vögel haben einen lebhaften Sinn für Farben. Das hervorstechendste Merkmal aber ist ein kräftiger Schnabel, der zum Eindringen in die Blüte geschaffen ist. Der Schnabel ist am vorderen Ende zum Saugen eingerichtet; denn der Blumenvogel saugt nicht, wie man früher annahm, mit der Zunge, sondern mit dem verlängerten Schnabel, den er an der Spitze ein wenig öffnet. Nun schieben sich, übereinandergreifend, die oberen über die unteren Schnabelränder und bilden so ein feines Saugrohr. Mit der Zunge leckt der Vogel nur an dem süßen Saft und befördert ihn abwechselnd durch Zurückziehen und Wiedervorstrecken der Zunge in den Kropf.



Trichosporum pulchrum Bl. Der Länge nach durchschnitten, mit Nektartröpfchen

Das Nahrungsbedürfnis der blumenbesuchenden Vögel, das während der verhältnismäßig langen Tropennacht aufs höchste steigt, wird gleich am frühen Morgen, und zwar meist in den der Beobachtung nicht leicht zugänglichen dichten Baumwipfeln befriedigt. Man muß gut mit der Lebensweise einzelner Vogelarten und mit der Wahl der von ihnen bevorzugten Bäume bekannt sein, um sie durch ein gutes Glas beim Saugen und Schlucken sehen zu können. Porsch fand durch Beobachtung von Blumenvögeln immer wieder neue Blumen, die von ihnen aufgesucht wurden; von den auf Java vorkommenden Pflanzenfamilien mit offenen Blüten

hat er bis über sechzehn Prozent, und zwar in fünfzig Gattungen, als vogelblütig festgestellt. Während früher manche Gelehrte annahmen, die Blumenvögel hätten es mehr oder weniger auf die in den Blüten verborgenen Insekten und nicht auf Nektar und Honig abgesehen, wies Porsch nach, daß sie in den Blumen selten Insekten finden, denn diese haben sich von den für sie teilweise schwer zugänglichen Blüten schon deshalb zurückgezogen, weil die Vögel ihre natürlichen Feinde sind. Gewisse Arten von Schmetterlingen sind ernsthafte Wettbewerber um Nektar und Honig. Franz Doflein bemerkte, daß fast allen Faltern des Dschungels auf Nordceylon Stücke aus den Hinterflügeln fehlten. Auf den Bäumen saßen dort Dutzende von bunt leuchtenden Bienenfressern, die sich leidenschaftlich auf die unten vorbeifliegenden großen Falter stürzten und sie fast immer erhaschten, aber nur verstümmelten, so daß sie das Gleichgewicht verloren und fielen, während die Bienenfresser wieder auf den Baum zurückkehrten. Nur in der Nähe von Reissümpfen blieben die Falter unbehelligt, denn da wagten sich die Bienenfresser und Fliegenschnäpper nicht hervor aus Furcht vor den hier zahlreichen Raubvögeln. Auch die Kolibris verfolgen die Falter von Blüte zu Blüte und zerzausen ihnen die Flügel.

Von der Häufigkeit der Insekten in den Tropen macht man sich bei uns, wie Professor Porsch sagt, eine falsche Vorstellung. Die Zahl der Gattungen und Arten ist dort nicht größer als in Europa. So fand Porsch bei Wien wie auf Java nur etwa siebzig Bienenarten. Aber in den Tropen gibt es nicht so viele Individuen, so ungeheure Schwärme wie bei uns. Und doch ist der Bedarf an Blütenbestäubern bei der riesig gesteigerten,

das ganze Jahr über dauernden Wuchs- und Blühkraft der unzähligen Strauch-, Baum-, Lianen- und Schmarotzerpflanzen der Urwälder größer als in Europa. In Indien leistet jeder einzelne der Blumenvögel im Lauf seines Lebens viel mehr als das fleißigste Insekt während seiner kurzen Lebensdauer. Dazu kommt der große Durst bei meist herrschendem Mangel an reinem Wasser und die große Gewandtheit im Fliegen, die es ermöglicht, viel mehr Blüten in kurzer Zeit zu besuchen und zu befruchten, als es Insekten fertigbringen könnten. Die Zahl der blumenbesuchenden Vogelarten wächst noch stetig. Bis jetzt ermittelte Porsch über sechzehnhundert Arten aus einunddreißig verschiedenen Familien. Er hat auch an zahlreichen Vogelblumen bestimmte Einrichtungen entdeckt, die dem Vogel das Trinken des Nektars erleichtern. So ist die Haut der inneren Blütenröhre viel leichter benetzbar als die der äußeren, wodurch der Nektar fast von selber in die Höhe steigt, ohne dabei überlaufen zu können. Die Krümmung des Vogelschnabels entspricht vollkommen der Form des Blütenhalses. Die abwärts gekrümmten Staubgefäße werden beim Eindringen des Schnabels in die Blüte hinaufgedrückt; dabei schmiegen sich die nach unten geöffneten Staubbeutel eng an die Stirnfedern des Vogels an und entleeren auf diese den Blütenstaub, der dann beim Besuch der nächsten Blüte auf die Narbe des Stempels übertragen wird und befruchtend wirkt. Zahlreiche rasch arbeitende Drüsen sorgen für sofortige Ergänzung des Nektars, so daß der Vogel selten vergebens bei einer Blüte nach Nahrung suchen muß. Porsch hat eine Reihe von Kegelpapillen- und -zellen, Rinnen und Leisten im Innern der Blütenröhre verschiedener hochorganisierter Vogelblumen beschrieben.

Der wissenschaftlichen Forschung bot sich hier ein großes, noch so gut wie unbebautes Feld. Der wirtschaftliche Nutzen solcher Bemühungen, geradeso wie bei uns die Ergebnisse der fast abgeschlossenen Erforschung der Beziehungen zwischen bestäubenden Insekten und Pflanzen, ist nicht gering. Denn was die Tropenländer, wissenschaftlich beraten, künftig an Früchten mehr erzielen werden, kommt auch uns in Europa mittelbar oder unmittelbar zugute. Als wichtigstes praktisches Ergebnis solcher Forschungen verbleibt die Forderung nach größerem Schutz gegen das profitsüchtige Ausrotten der wegen ihrer Schmuckfedern für Damenhüte gesuchten herrlichen Tropenvögel. Der große Grimm und die Erbitterung der Eingeborenen gegen die fremden Vogelmörder hat seinen berechtigten Grund und sollte gleichfalls als völkerpsychologischer Faktor mehr berücksichtigt werden, als es leider geschieht.

Rätsel

Das Erste, glüht's die Sonne, so ward es mild und zart;
Das Zweite glühte im Feuer und wurde spröd und hart.
Das Ganze faßt, was neue Glut
Ergießt in euer Blut.

Silbenrätsel

Aus den Silben a, ar, bel, ben, borg, burg, chel, chiv, cho, co, eis, en, ge, ge, i, i, in, ips, la, lai, le, li, nar, ne, ni, nien, nus, ra, ra, ral, reichs, sa, sall, sar, se, si, skiz, tat, te, ten, ter, u, wich, ze, zis sind siebzehn Wörter zu bilden, deren End- und Anfangsbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Goethes „Faust" ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. weiblicher Vorname, 2. Landgerät, 3. Reitschule, 4. Zierpflanze, 5. Planet, 6. staatliches Institut, 7. Bund, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Stadt an der Saale, 10. Stadt in Reuß, 11. Schlinggewächs, 12 Stadt im Regierungsbezirk Merseburg, 13. weiblicher Vorname, 14. Kirchenlied, 15. Komponist, 16. Stadt in England, 17. Zeichnungsart.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes



Menschenhai-fische

Als riesige, bis zu sieben Meter lange und viele hundert Kilogramm schwere Ungetüme sind die Menschenhaie zweifellos unter den gefräßigen Fischarten die gierigsten. Ihre Unersättlichkeit ist so groß, daß sie auch ungenießbare Gegenstände, Holzstücke, Wergklumpen, Sackleinwand und so weiter hinunterschlucken. Dies wird dem Hai zum Verderben. Er schnappt einen Köder, in dem ein fester Angelhaken verborgen ist. Dieser wird an einer starken Kette befestigt, damit sich das wütend um sich beißende Tier nicht losmachen kann. Genießbar ist der Hai für Europäer nicht; nur die Leber liefert einen vorzüglichen Tran.

Aus dem Betriebe einer großen Nahrungsmittelfabrik

Von Arthur Emil Forster / Mit 8 Bildern

Wir leben im Zeitalter der Geschwindigkeit, und die Erkenntnis, daß wirklich „Zeit Geld ist", drängt sich uns mit immer größerer Entschiedenheit auf, so daß auf allen Gebieten ein Wettstreit entbrannt ist, bei mög-



Mühlengebäude der Maggi-Werke

lichster Schnelligkeit tunlichst viel zu leisten und den Verbrauch an Zeit auf ein Minimum herabzudrücken. Da wir aber in unserer körperlichen wie geistigen Leistungsfähigkeit sehr stark von der Ernährung unseres Körpers

abhängig sind, ging das Bestreben schon lange dahin, vollwertige Nahrungs- und Genußmittel in konzentrierter Form zu schaffen, zu deren Bereitung ein ganz geringer Aufwand an Zeit nötig ist, und die wenig Raum zur Aufbewahrung und wenig Kraft beim Transport beanspruchen. Ein weiterer Vorteil, der heutzutage ganz besonders ins Gewicht fällt, ist dabei die große Ersparnis an Feuerungsmaterial. Solche bewährten Sparmittel sind beispielsweise Maggi's Suppen, -Fleischbrühwürfel und -Suppenwürze, die längst zum Bestand jeder wohlausgestatteten Küche gehören. Sie hätten sich in den vierzig Jahren ihres Bestehens wohl nicht diesen Platz erobert, wenn nicht ihr Erfinder Julius Maggi von Anfang an seine Sorgfalt auch auf den höchsten Grad von Wohlgeschmack verwandt hätte. Daß die schmackhafte Zubereitung der Speisen erst deren rationelle Ausnützung im menschlichen Organismus ermöglicht, daß also der Wohlgeschmack eine diätetische Notwendigkeit ist, hat die Wissenschaft durch Versuche an Mensch und Tier erwiesen. Es dürfte deshalb nicht ohne allgemeines Interesse sein, einmal einen Blick auf die Entstehung dieser kleinen Wunderwerke zu werfen — wir denken hierbei in erster Linie an die Suppenwürfel —, die in ihrer papiernen Umhüllung alle Bestandteile einer guten kräftigen Suppe mit allerlei Gemüsen, Hülsenfrüchten, kurz alledem bergen, was die Hausfrau sonst mit großem Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten als Einleitung der Mahlzeiten herzustellen pflegt.

Bei einem Gang durch die Maggi-Werke fällt zunächst auf, wie groß und vielseitig ein Betrieb sein muß, der diese Kleinerzeugnisse schafft. Die Fabrik der deutschen Maggi-Gesellschaft befindet sich in Singen am Hohentwiel. Dort ist ein Heer von Arbeitern und Arbeiterinnen



Die Maggi-Werke in Singen am Hohentwiel (Baden)

in ausgedehnten Fabrikanlagen beschäftigt, die ein Areal von über 600 000 Quadratmeter umfassen, davon etwa 120 000 Quadratmeter Gebäudeflächen. Schienenstränge verbinden die einzelnen Bauten miteinander. Moderne Spezialmaschinen aller denkbaren Arten machen Handarbeit fast überflüssig. Elf Dampfkessel mit zusammen

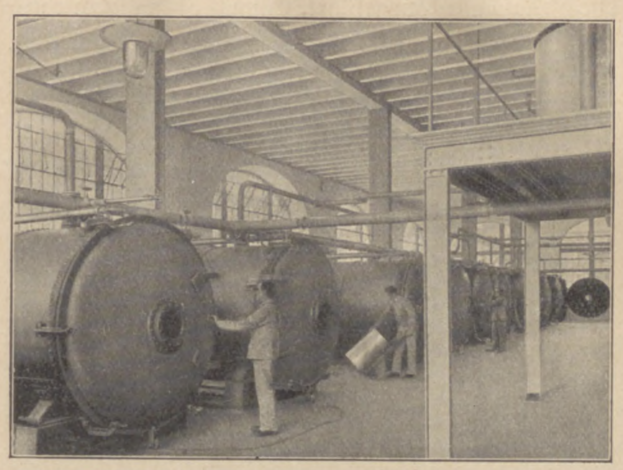


Fabrikation von Maggi's Suppenwürfeln

1200 Quadratmeter Heizfläche erzeugen den für Siede- und Trockenprozesse erforderlichen Dampf und speisen überdies eine zweihundert- und eine dreihundertpferdige Dampfmaschine, deren Kraft in elektrische Energie umgesetzt und durch fünfhundertsechzig Motoren für den Betrieb in den verschiedenen Gebäuden verbraucht wird. Außerdem ist die Fabrik an ein elektrisches Kraftwerk am Rhein angeschlossen.

Bei der Fabrikation spielen die verschiedensten Gemüse eine hervorragende Rolle. Landwirte der Umgebung

bauen sie in großen Mengen für die Fabrik an. Aber auch die Maggi-Gesellschaft selbst betreibt Landwirtschaft in bedeutendem Umfang, und ihre weiten Gemüsefelder liefern Erzeugnisse bester Beschaffenheit. Damit ist Viehzucht verbunden. Prächtige Stallungen bieten mit ihren vorbildlichen Einrichtungen, elektrischem Licht, Wasser-

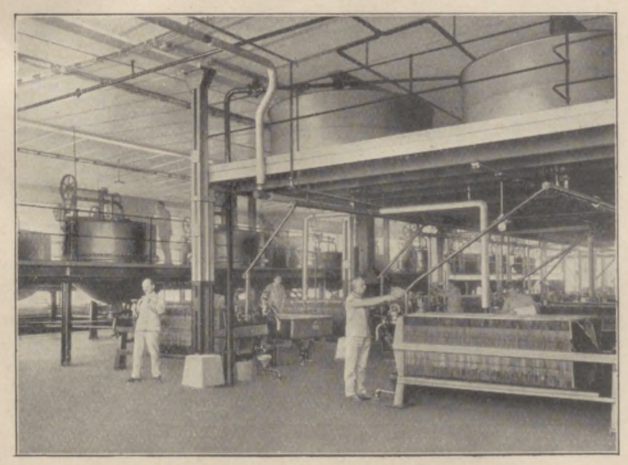


Fabrikation der Fleischbrühwü.felmasse

leitung und sonstigem Zubehör, den schönen Tieren eine wahrhaft behagliche Unterkunft.

Die Verarbeitung der Rohstoffe geht mit peinlichster Sorgfalt und Sauberkeit vor sich. Alle damit beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen unterliegen fortwährender hygienischer Überwachung. Eigene Badeeinrichtungen stehen ihnen zur Verfügung, ebenso Garderoben zur Aufbewahrung der Straßenkleidung. In den Fabrikationsräumen darf nur die vorgeschriebene Arbeitskleidung getragen werden.

Interessant ist die Zubereitung der Gemüse. Bis sie in jenem Zustand sind, in dem wir sie als Suppenwürfel kennen, müssen sie vielerlei Prozesse über sich ergehen lassen. Die meisten Vorbereitungen sind bekannt, denn sie geben das Bild einer Küche, allerdings ins Riesenhafte gesteigert. Fast alle Verrichtungen werden durch Maschinen ausgeführt. Einmal ist das zum ratio-



Fabrikation von Maggi's Würze

nellen Betrieb notwendig, dann aber auch ist man vom hygienischen Standpunkt darauf bedacht, die Produkte so wenig als nur möglich mit Menschenhänden in Berührung zu bringen. Sinnreich konstruierte Maschinen verrichten die Funktionen des Küchenhilfspersonals, und zwar weit gründlicher und mit peinlichster Sauberkeit. Es gibt da besondere Apparate zum Waschen, Schneiden und Reinigen von Wurzelgewächsen, Gemüsen und Hülsenfrüchten, zum Brühen, Dämpfen, Rösten, Trocknen,

Mahlen, Quetschen und Extrahieren. Aufzüge und Rollgleise vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Arbeitstätten, so daß die Gemüse in den verschiedenen Stadien ihrer Zubereitung nicht durch Menschenkraft, etwa in Kiepen oder Körben, transportiert zu werden brauchen. Die so weit fertigen Fabrikate werden auf mechanischem Weg in die Fassonierungsräume gebracht, wo sie automatisch durch Maschinen in die Form gepreßt werden, in der sie in den Handel kommen. Die mit allen Zutaten versehenen Suppenmehle gelangen von der Fabrikationsabteilung in die Fülltrichter, die sich im Obergeschoß einer großen Halle befinden, um so ohne irgendwelche Handarbeit in die beliebig gestellten Matrizenhöhlen der Pressen hinabzugleiten. Man hört nur ein leises Knirschen der Federspannung, und die fertigen Würfel schieben sich auf den Arbeitstisch.



Wasserturm mit Dampfkesselhaus der Maggi-Werke in Singen

Hier werden sie automatisch in mehrere verschiedene Umhüllungen eingewickelt, deren äußere die in Stadt und Land bekannte gelbrote Verpackung ist.

Besonders eigenartige, schnell und exakt arbeitende Maschinen besorgen das Spülen, Reinigen und Trocknen der Flaschen, die zur Aufnahme von Maggi's Würze bestimmt sind. Sie ist ja, wie der Codex Alimentarius



Ein Gemüsefeld (Im Hintergrund der Hohentwiel und die Maggi-Werke)

Austriacus und ebenso Königs „Chemie der Nahrungs- und Genußmittel" sich ausdrücken, das Prototyp der Speisewürzen und seit Jahrzehnten jeder Hausfrau als nie versagendes Küchenhilfsmittel bekannt. Zur Herstellung von Maggi's Würze werden die Rohprodukte in riesigen Kesseln einem Kochprozeß unterworfen. Dann wird die Flüssigkeit mittels Pumpen automatisch in große Behälter geleitet, wo die weiteren Maßnahmen, wie

Klären und anderes mehr, erfolgen. Durch ein weitverzweigtes Netz von Pumpwerken wird die Würze in vernickelte Abfüllapparate gepreßt, aus denen sie, ohne überhaupt mit Menschenhand in Berührung zu kommen, rasch und gleichmäßig in die Flaschen abfließt.

Sehr sinnreich ist auch das Herstellungsverfahren von Maggi's Fleischbrühwürfeln, die in trockener, stets ge-



Ein Maggi-Gut im badischen Klettgau

brauchsfertiger Form alles enthalten, was zu einer vollständigen Fleischbrühe gehört, also die erforderlichen Fleischextraktivstoffe nebst Fett, Gemüseauszügen und Würzen. Auch diese Würfel werden in selbsttätigen Maschinen gepreßt und eingewickelt.

Um jede Staubentwicklung zu verhüten, sind die Arbeits- und Vorrichteräume mit fugenlosem Asphaltboden ausgestattet, der ständig ein wenig feucht erhalten wird.

Verpackung und Versand erfordern zahlreiches ge-

schultes Personal. Mechanisch betriebene Nagelmaschinen liefern täglich Tausende von Kisten aller Größen, Schneid-, Falz- und Heftmaschinen die Versandkartons. Den Aufdruck besorgen den Buchdruckpressen ähnliche Rotationsmaschinen. Die Verladeräume sind durch Gleise mit der Güterhalle der Reichsbahn verbunden. Diese und die Post haben eigene Abfertigungsstellen in der Fabrik. Weitere ausgedehnte Räume sind den Nebenbetrieben vorbehalten, wo zahlreiche Tischler, Zimmerleute, Schlosser, Schmiede, Feinmechaniker mit Reparaturen, Arbeitsvorrichtungen und dem Bau neuer Maschinen beschäftigt sind.

Man sieht hieraus, welch eine Fülle menschlicher Intelligenz notwendig ist, um die kleinen Kunstwerke zustande zu bringen, die zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des modernen menschlichen Lebens rechnen, da sie die früher für die Küchenkunst notwendige Zeit auf ein Minimum beschränken und es allen Bevölkerungsschichten ermöglichen, sich eine besonders schmackhafte und gesunde Kost billig zu bereiten.

Homonym

Man tut es —
Viele finden's häßlich.
Man hat es —
Das ist einfach gräßlich.
Da hilft's nichts, wenn man es auch tut,
Kein Hüten nützt, kein trotziger Mut.
Man schilt aufs Wetter und wartet still,
Bis das Übel von selbst wieder weichen will.

Umstellrätsel

Dammverschluß, Engelbert, Ewigkeit, Gold, Hund, Kamelhaar, Lambert, Schlettstadt, Veronika. Aus diesen Wörtern sollen je zwei aufeinanderfolgende Buchstaben entnommen werden. In richtiger Reihenfolge zusammengesetzt, ergeben dieselben Vor- und Zunamen eines bedeutenden Gelehrten und Staatsmannes.

Auflösungen folgen am Schluß des nächsten Bandes

Allerlei Verkehrsmittel

Von Friedrich Katena / Mit 12 Bildern

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelang es Stephenson, die Kraft des Dampfes dem Menschen dienstbar zu machen und der Entwicklung des Verkehrs neue Wege mit dem Bau der ersten Eisenbahn zu eröffnen. 1825 wurden auf der Strecke Stockton—Darlington zum erstenmal Lokomotiven für den Personentransport benutzt, und einige Jahre später wurde dann der erste regelmäßige Personenverkehr zwischen den Städten Liverpool und Manchester aufgenommen. Auch Deutschland sah dieser Entwicklung nicht müßig zu; im Jahre 1835 wurde die Ludwigsbahn zwischen Nürnberg und Fürth eröffnet. Frankreich folgte zwei Jahre später mit der Bahnlinie Paris—Saint-Germain. Damit war eine Verkehrseinrichtung zum langsamen, aber sicheren Untergang verurteilt, die seit den Zeiten Kaiser Maximilians I. ihre Zuverlässigkeit erwiesen hatte, die Personenpost. Wohl war es anziehender, in der Postkutsche bei den



Ostindischer Staatswagen, der auch für die indischen Herrscher als Reisewagen dient.

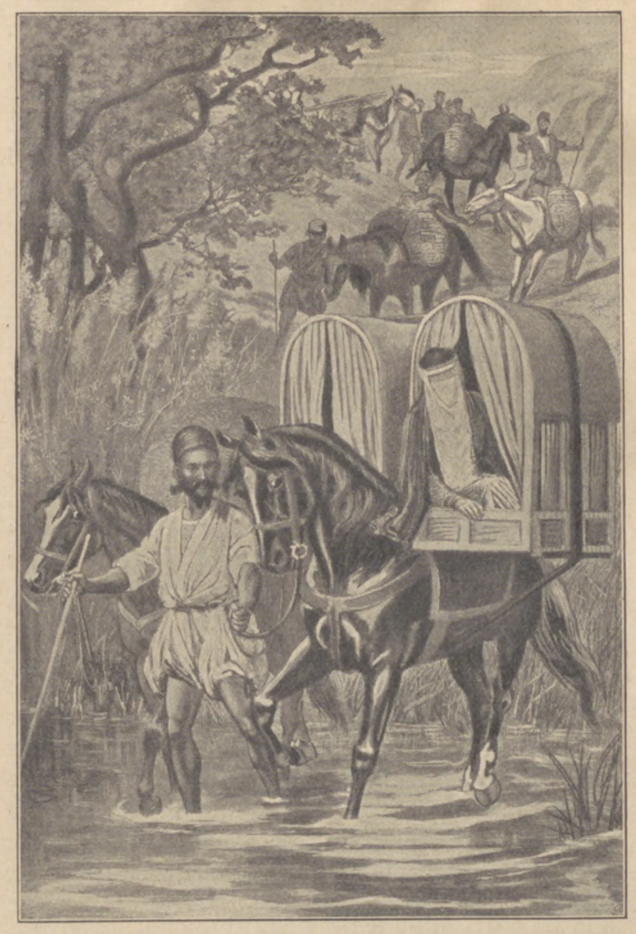
Klängen des Posthorns durch die Lande zu reisen; das bot zweifellos auch einen größeren Genuß, denn der Reisende erfreute sich viel eingehender an den Schönheiten der Landschaft als heute, wo man im sausenden Schnellzug durchs Land rast oder im Auto Städte und Dörfer, Täler und Höhen vorüberfliegen sieht.

Die Erfindungsgeschichte des Wagens reicht weit über



Von Kulis getragener Palankin in Ostindien

die Zeit historischer Überlieferung in die Urzeit hinein. In babylonischen und altägyptischen Tempeln und Palästen finden sich Darstellungen von Fahrzeugen und Beweise dafür, daß damals schon Wagen zu mannigfachen Zwecken gebraucht wurden. Die ältesten Wagen hatten zwei scheibenartige Räder, die sich um hölzerne Achsen drehten; die Räder waren ursprünglich Abschnitte eines Baumstammes, die man mit hölzernen Keilen auf der Achse befestigt hatte. An dem ganzen Wagen befand sich



Persische Frau in einem Kadschareh reisend

zunächst, wie heute noch an den Fuhrwerken der ost-asiatischen Steppenvölker, kein Teil aus Eisen oder Erz.

Viel später erst entstand das Speichenrad. Die Wagen wurden dann allmählich leichter und zierlicher gebaut. So entstanden schließlich Fahrzeuge wie der ostindische Staatswagen. So einfach uns dies von Ochsen gezogene Gefährt erscheinen mag, in seiner Heimat hat auch ein Fürst kein anderes Beförderungsmittel. In Indien gibt es noch ein anderes seltsames Verkehrsmittel, den Palankin. Er ist eine Abart der Sänfte, die aus dem Orient stammt und die bei den meisten Völkern des Altertums als Transportmittel wichtig war. Der Palankin oder Palki wird hauptsächlich in Ostindien bei Reisen statt des Wagens benützt. Kulis schleppen diese Tragbahre. Man läßt sich auf dem mit Matratzen und Kissen bedeckten Boden wie im Bett ausgestreckt nieder. Die hölzernen Seitenwände sind gepolstert. Türen gibt es bei diesen Tragbahren nicht, aber verschiebbare Jalousien. Zum Tragen des Palankins ist entweder in seiner Längsrichtung unter dem Dach eine Stange durchgezogen oder in die beiden Stirnwände eingelassen und mit Dach und Boden durch Tragleisten fest verbunden. Von den Trägern gehen zwei hinten und zwei vorn. Vier weitere Träger folgen zum Wechseln, denn der Palankin wird nicht niedergesetzt, sondern die neuen Träger treten während des Gehens unter. Sobald die Ablöser dann Schritt gefaßt haben, treten die vorherigen Träger aus. Das Takthalten wird erleichtert durch fortwährenden, das Schrittmaß angebenden Chorgesang der Kulis. Trotz aller Gewandtheit dieser Leute im Balancieren und trotz der Gleichmäßigkeit ihrer Schritte ist doch ein fortwährendes Schaukeln des Palankins unvermeidlich, das viele Reisende ebensowenig vertragen können wie das Schaukeln des Schiffes auf den Meereswogen.

Recht primitiv ist in Ostindien stellenweise heute noch

der Personenverkehr über die Flüsse. Man verwendet zu diesem Zweck aufgeblasene, mit Luft gefüllte Schläuche.



Personentransport über einen japanischen Fluß

Der Reisende legt sich mit der Brust auf den Schlauch und stößt sich mit den Füßen im Wasser fort, während

die Hände wie Schaufelräder zum Steuern benützt werden. Da aber solch ein Schlauch keinen Ballast oder Schwerpunkt hat, dreht er sich leicht im Wasser, so daß der Reisende immer Gefahr läuft, ins Wasser zu gleiten und zu ertrinken, wenn er nicht des Schwimmens kundig



Der Tragsessel, ein noch heute in Japan viel benutztes Beförderungsmittel

ist. Um dieser Gefahr zu begegnen, verbindet man beispielsweise in Afghanistan mehrere solcher aufgeblasener Schläuche zu einem Floß.

Auf andere Weise geht der Personentransport über japanische Flüsse vor sich. Im Innern dieses Landes fehlt es noch vielfach an guten Verkehrstraßen, auch an Brücken und Fähren über die zahlreichen Ströme. Für den Lastwagen- und Güterverkehr ist man daher genötigt,

Furten aufzusuchen, während der Personentransport in folgender Art vor sich geht. Man benutzt dazu ein entsprechend langes und breites viereckiges Brett, auf das sich furchtsame oder diese Art der Beförderung noch ungewohnte Reisende rücklings ausstrecken und sich mit beiden Händen an zwei in die Längsseiten der Bahre geschnittenen Einkerbungen festhalten. Die Japaner machen meist ganz ruhig unter ihrem Sonnenschirm diese



Geflochtene und abgedichtete „Kuffehs" vermitteln den Verkehr auf dem Tigris

seltsame Personenbeförderung mit. Nun laden vier fast unbekleidete Männer das Brett mit seiner Last auf die Schultern und tragen es quer durch den Strom. Zu dieser Arbeit kann man selbstverständlich nur starke, gewandte Leute gebrauchen, die das Flußbett an der betreffenden Stelle genau kennen. Im Lauf der Zeit sind sie mit ihrem Beruf fast immer so vertraut geworden, daß sie, selbst wenn sie die Strömung in der Mitte des Flusses auch

mal einige Schritte mit sich fortreißt, doch fast nie den Boden unter den Füßen verlieren oder ihre Bürde in ein zu bedrohliches Schwanken geraten lassen.

In Bagdad hat sich neben dem Gebrauch der Boote noch ein altes Transportmittel erhalten, das den Verkehr zwischen den beiden durch das Bett des Tigris getrennten Stadtteilen vermittelt. Es sind dies die soge-



Reichgeschmückter sizilianischer Karren, der in der Woche zur Arbeit und Sonntags zu Ausfahrten benutzt wird (Delius)

nannten Kuffehs, große runde Körbe von drei bis dreieinhalb Meter Durchmesser, die aus Palmblattrippen und Baumzweigen geflochten und mit Pech wasserdicht gemacht werden. Ein Mann kann diese für vier bis fünf Personen berechneten Wasserfahrzeuge rudern. Da das Land arm an Holz ist, ist es verständlich, daß man neben diesen Kuffehs nur wenige Boote und Kähne auf dem Tigris antrifft.

Für weite Gegenden der Erde ist der mit Ochsen be-

spannte Lastwagen das einzige Verkehrsmittel; in Süd-afrika benützt man zum Ziehen ausschließlich den Ochsen. Einen solchen südafrikanischen Ochsenwagen kann man passend mit einem Hause auf Rädern vergleichen. Alles



Eine indische Fürstin auf der Fahrt in der japanischen Rikscha durch die Straßen von Osaka (Stöcker)

an und in dem Wagen ist auf lange dauernde Benützung eingerichtet. Auf einem festen Unterbau, an dem besonders Achsen und Räder stärker sein müssen als bei europäischen Fahrzeugen, ruht ein großer Wagenkasten. Behälter an beiden Seiten dienen zur Aufnahme von Handwerks-

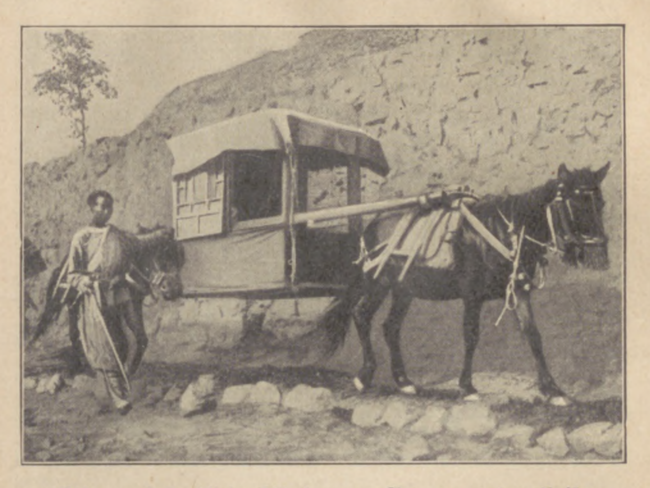
zeug. Über den aus dicken Bohlen gearbeiteten Boden wölbt sich das Wagenzelt in reichlich bemessener Mannshöhe. Die Bespannung ist überaus eigenartig. An der Deichsel ist ein aus Ochsenhautriemen gedrehtes Tau oder eine lange Kette befestigt, an der in bestimmten Abständen kräftige, hölzerne Querjoche angebracht sind. In diesen gehen je zu zweit die Ochsen, insgesamt etwa zwölf bis zwanzig Stück. Von zwei zu zwei Stunden Fahrt wird eine Ruhepause gehalten; trotzdem legen diese Gespanne durchschnittlich bis zu dreißig Kilometer zurück, eine Strecke, die in gewissen Fällen und bei günstigem Gelände sich sogar auf das Doppelte erhöht.

In Italien benützt man heute noch Karren mit zwei hohen Rädern, vor denen in der Gabel ein Pferd oder Maultier geht. Wenn es nötig ist, spannt man noch andere Zugtiere ein, so daß mitunter Pferd, Esel und Rind am gleichen Wagen ziehen. Auf der Insel Sizilien sind diese Karren außen meist mit Szenen aus der sizilianischen oder italienischen Geschichte bemalt. Auch Deichsel und Räder sind bunt geschmückt.

Ein eigenartiges Verkehrsmittel findet man in China und Japan. Zur Personenbeförderung, seltener für Lastzwecke, innerhalb der Stadt dienen leichte, zweirädrige Wagen, die sogenannten Rikschas, die von schnellaufenden Kulis durch die Straßen gezogen werden.

In Amerika trifft man in den Wintermonaten auch ein seltsames Verkehrsmittel. An der Ostküste von Nordamerika ist der Winter besonders streng. Ströme und Flüsse sind monatelang von einer festen, glatten Eisdecke überzogen, die früher die Schiffahrt in diesen Monaten unmöglich machte. So kam man auf den Gedanken, Eisboote und Eisjachten zu bauen, die dann bald ein gemeinnütziges und notwendiges Mittel für den Per-

sonen- und Marktverkehr wurden. Nebenher dienen sie auch Vergnügungsfahrten und müssen oft die Stelle einer Fähre vertreten. Häufig sieht man in den Wintermonaten die Landleute ihre Produkte auf Eisbooten zum Markte bringen. Die Konstruktion der Eisboote ist verhältnismäßig einfach. Eine Art Segelboot mit einem



In China gebräuchliche Sänfte zum Transport der Reisenden (Atlantik)

Bugspriet wird auf einem sogenannten Ausleger oder einer unter rechtem Winkel zur Bootsachse angebrachten Planke mit Schlittenläufen befestigt und mit einem Segel versehen; der hintere Schlittenlauf mit einer Ruderpinne dient als Steuer.

Will man sich eine Vorstellung machen, wie das Fuhrwesen im Mittelalter beschaffen war, so braucht man nur die schwerfällige Araba der Türken zu betrachten, an der seit Jahrhunderten alles unverändert geblieben ist. Der



Das Fuhrwerk der kleinen Leute in China (Preßphoto)

Kasten ist zwar innen und außen mit Schnitzwerk, Malerei und nicht selten auch mit Vergoldungen verziert, dagegen fehlt aber jede Art von Bequemlichkeit nach unseren Begriffen. Das Innere des Wagens ist leer; auf

dem Boden liegt nur ein Teppich, auf dem die Insassen nach orientalischer Sitte kauern und dabei alle Stöße und Püffe des Wagens erleiden müssen; denn das Gefährt ruht nicht auf Federn. Auch ist das Vordergestell



Reisegelegenheit in Ägypten: Das „Schiff der Wüste"

nicht beweglich, so daß die Araba nicht gewendet werden kann. Zum Einsteigen dient eine kleine Leiter, die während der Fahrt emporgezogen wird. Im allgemeinen ist die Araba für Ausfahrten des weiblichen Geschlechts bestimmt. In Konstantinopel und Umgegend diente sie bis

vor wenigen Jahren auch als Omnibus, der zehn bis zwölf Personen aufnehmen konnte.

Die Fahrt des zuletzt gebauten Zeppelinluftschiffes über den Atlantischen Ozean ist noch in aller Gedächtnis. Erde und Wasser genügen dem Menschen nicht mehr als Bahn für seine mannigfachen Verkehrsmittel. Auch die Luft muß seinen Zwecken nunmehr dienstbar sein.



Die Araba, ein türkisches Nationalfuhrwerk

Weit ist der Weg, auf dem die Entwicklung der Verkehrs- und Transportmittel sich langsam, aber ständig aufwärts bewegte. Die Weltmeere trennen nicht mehr wie einst die Völker, denn in der Neuzeit sind alle Erdteile miteinander verbunden; das Meer wurde zum Bindeglied zwischen den Erdteilen. Möge es dem aus dem Chaos des Weltkrieges wieder aufwärtsstrebenden deutschen Volke vergönnt sein, sich bei der Anbahnung und An-

knüpfung neuer Verkehrswege im friedlichen Wettbewerb der Völker ebenfalls seinen gebührenden Platz an der Sonne zu sichern.

Osterhasen-Kreuzworträtsel



Von links nach rechts:

1. Persönliches Fürwort,
4. und 5. was die Figur darstellt,
7. Drogenerzeugnis,
8. großes Säugetier,
11. Raubvogel,
12. Sauerstoff,
13. früheres Gewichtsmaß,
14. kleines Raubtier,
17. Vorbild,
18. Haustier,
20. Nahrung,
21. Note.

Von oben nach unten:

2. Stadt in Sachsen,
3. Teil des Baumes,
5. Krankenhaus,
6. landwirtschaftliche Tätigkeit,
8. Heerführer des Dreißigjährigen Krieges,
9. Zeicheninstrument,
10. griechische Göttin,
11. Zwerg,
15. Behälter,
16. Märchengestalt,
19. Brennstoff.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Hitze und Kälte

Von H. Ferres, praktischem Arzt

Unsere Zeit gilt mit Recht als das Zeitalter der Naturwissenschaft. Rasch folgen einander die bedeutendsten Entdeckungen. Noch im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bestanden manche Anschauungen, die uns heute so unglaublich erscheinen, daß wir nur noch geschichtliches Interesse, aber kein Verständnis mehr dafür haben. Wir wissen zurzeit, daß die verschiedenen Wärmegrade eines Körpers verursacht sind durch mehr oder weniger schnelle Bewegungen seiner allerkleinsten, dem bloßen Auge unsichtbaren Teilchen; Atome nennt sie die Naturwissenschaft, vom griechischen atomos, das heißt: nicht mehr teilbar. Noch um 1800 nahm man an, die Höhe der Wärme käme dadurch zustande, daß ein hypothetischer, also nur theoretisch angenommener Wärmestoff in die Körper eindringe, und zwar in den wärmeren mehr und in den kälteren weniger. Durch Nachwiegen hätte sich die Unhaltbarkeit dieser Annahme ergeben müssen, man hätte gefunden, daß ein Körper durch Erhitzen weder schwerer, noch durch Abkühlen leichter wird. Die Instrumente, die zum Messen der Temperaturen benutzt werden, sind als Thermometer allbekannt. Unter dem Einfluß von Erwärmung dehnen sich fast alle Körper aus; bei Abkühlung ziehen sie sich zusammen. Je nach dem Zweck, vor allem aber auch je nach der Höhe oder Tiefe der Temperaturen, die festgestellt werden sollen, sind die Konstruktionen dieser Meßinstrumente im einzelnen verschieden, aber bis auf wenige, zum Messen besonders hoher oder besonders tiefer Grade, sind alle Instrumente grundsätzlich gleich.

Man hat sich aber auch die Tatsache zunutze gemacht, daß in einem aus zwei zusammengelöteten Metallstücken bestehenden Streifen ein elektrischer Strom entsteht, wenn eine Lötstelle erwärmt wird. Nach der Stärke des Stroms läßt sich die Hitze der Wärmequelle feststellen.

Für alltägliche Zwecke sind komplizierte Instrumente nicht nötig. Thermometer, die benutzt werden, um die Zimmerlufttemperatur zu messen, oder festzustellen, wie warm das Badewasser ist, oder ob jemand Fieber hat, stammen in ihrer heute allgemein benutzten Form von dem Schweden Celsius, der von 1701 bis 1744 lebte. Celsius setzte an den Gefrierpunkt die Zahl 100, an den Siedepunkt die Zahl 0. Der berühmte Forscher Linné änderte die Zahlen in der uns gewohnten Weise, so daß mit 0 Grad die Temperatur des schmelzenden Schnees, mit 100 Grad die des kochenden Wassers bezeichnet wird. Die älteren Leuten noch gut bekannten Thermometer des Franzosen Réaumur, der 1757 starb, und des Deutschen Fahrenheit, der von 1686 bis 1736 lebte, werden im allgemeinen nicht mehr gebraucht.

Die Thermometer werden gewöhnlich mit Quecksilber gefüllt. In unserem Klima genügt das auch, denn die Kältegrade unserer Breiten sind nicht so hoch. Angenehm ist es allerdings nicht, im Winter in Wind und Wetter draußen sein zu müssen, wenn der Sturm pfeift und heult und uns nadelspitze Schneekriställchen ins Gesicht stechen; da packt sich zwar jeder ein, so gut es geht, aber man friert doch. Die Zähne klappern, eine Gänsehaut überläuft den Körper, und man ist froh, wenn man mit blaugefrorener Nase und steifen, empfindungslosen Händen und Füßen endlich in der warmen Stube sitzt und sich allmählich wieder behaglich fühlt. Sieht man dann auf das im Freien angebrachte Thermometer, so ist's eigent-

lich gar nicht so schlimm, denn fünfzehn Grad unter Null oder gar noch mehr ist eine Tiefentemperatur, die selten eintrifft. In den Polargegenden herrschen andere Kältegrade. Besonders in der Umgebung der sogenannten „Kältepole" — so nennt man die kältesten Stellen der Erdoberfläche, die nicht mit dem geographischen Nord- und Südpol zusammenfallen — kommt es oft genug zu Temperaturen, die den Gefrierpunkt des Quecksilbers, 39,5 Grad unter Null, erreichen und sogar noch tiefer sind.

In solchen Gegenden genügten zur Feststellung der Kältegrade Quecksilberthermometer nicht mehr; man ersetzte sie durch Instrumente, die mit Alkohol gefüllt sind. Im Laboratorium sind allerdings noch tiefere Temperaturen gemessen worden. Die tiefste, die überhaupt erreichbar ist, beträgt etwa 273 Grad unter Null; man bezeichnet sie als „absoluten Nullpunkt". Bestimmte Forschungsergebnisse aus dem Verhalten der Gase führten zu dieser Erkenntnis. Bei solchen Kältegraden hört jede Bewegung auch der kleinsten Teilchen eines Körpers überhaupt auf; absolute Starre und größtmögliche Verdichtung der Körper ist eingetreten. Diese entsetzliche Kälte ist allerdings auf keine Weise dauernd erreichbar, denn von irgendwoher werden schließlich immer wieder Wärmestrahlen beim Versuch herankommen, aber es gelang doch, sich dieser Grenze bedeutend zu nähern. In dem zur Erzielung niederer Temperaturen besonders eingerichteten Laboratorium der Universität Leyden in Holland hat der Physiker Professor Kamerlingh-Onnes das Heliumgas verfestigt und dabei eine Kälte von 271,5 Grad unter Null erreicht. Nur noch etwa eineinhalb Grad trennen uns vom „absoluten Nullpunkt".

Man sollte annehmen, daß bei derartigen Tempera-

turen alles Leben überhaupt unmöglich wird. Staunen erfaßt uns, wenn gesagt wird, daß dies nicht zutrifft. Allerdings handelt es sich bei solchen Versuchsanordnungen nicht um hochentwickelte Tiere oder Pflanzen. Wenn auch die Eiswüste der Polargegenden von allerlei Wesen belebt ist, so sind doch ihre Körper zu empfindlich, um diese Kälte zu überstehen. Aber niedere Organismen haben Dauerformen ausgebildet, die fähig sind, tagelang und Wochen hindurch dem Erstarrungstod Widerstand zu leisten. Bakteriensporen sind viele Tage den Temperaturen der flüssigen Luft und des flüssigen Wasserstoffgases, die um 200 Grad unter Null liegen, ausgesetzt worden. Unter geeignete Ernährungsverhältnisse und in Wärme gebracht, sind sie trotzdem später wieder keimfähig geworden. Heute weiß man, daß das Licht imstande ist, diese winzigen Dingerchen, die mit dem stärksten Vergrößerungsglas kaum wahrnehmbar sind, unter dem „Strahlungsdruck" vor sich her zu treiben und aus dem Anziehungsbereich eines Sternes hinaus in den Weltenraum zu führen. Das läßt es möglich erscheinen, daß auch in scheinbar leerem Raum zwischen den Sternen Lebenskeime vorhanden sein können, die nur eines günstigen Nährbodens bedürfen, um sich dort zu entfalten.

Die äußersten Kältegrade können das Leben demnach nicht endgültig oder doch erst nach langem Widerstand vernichten. Anders verhält es sich bei hoher Wärme. Es gibt zum Pflanzenreich gehörige Sporen, die in heißen Quellen von sechzig bis siebzig Grad gedeihen; gewisse Bakteriensporen können erst durch langes Kochen bei einer Hitze, die hundert Grad weit überschreitet, vernichtet werden. Man braucht dazu besondere Apparate, die das Erzeugen eines Druckes von mehreren Atmosphären ermöglichen, wodurch erzielt

wird, daß das Wasser, das normalerweise bekanntlich bei hundert Grad verdampft, erst bei höheren Temperaturen zu sieden beginnt. Lebensfähigkeit gegenüber solcher Hitze ist jedoch selten.

Die Gegenden unserer Erde, die auch für niederste Lebewesen unmöglich sind, sind nicht die vom ewigen Eis umstarrten Polarregionen, sondern die weiten Wüsten Afrikas und Zentralasiens. Am Äquator sind Tagestemperaturen von sechzig bis siebzig Grad nicht selten. Diese entsetzliche Glut, verbunden mit völligem Wassermangel, läßt kein Leben gedeihen.

Die höchsten Temperaturen, die man bis jetzt erreichte, sind mit Hilfe der Elektrizität erzielt worden. Im Lichtbogen der Kohlenbogenlampe herrscht eine Glut von etwa viertausend Grad. Die Hitze der unseren heutigen Forschungsmethoden zugänglichen Sonnenoberfläche wird auf sechs- bis achttausend Grade geschätzt. Die Hitze des Sonnenkörpers ist sicher noch viel höher. Daß in dieser „Höllentemperatur" nichts Lebendiges bestehen kann, ist erklärlich.

Womit nimmt nun der Mensch Kälte oder Wärme wahr? — Die Haut spielt dabei die Vermittlerrolle; von ihr aus werden durch die Nerven die Empfindungen zum Zentralorgan, dem Gehirn, geleitet. Aber nicht die gesamte Haut ist kälte- oder wärmeempfindlich. Man hat Glasröhrchen in der Flamme zu feinsten Spitzen ausgezogen und die Röhrchen mit kalten oder warmen Flüssigkeiten gefüllt. Versuche, die damit angestellt wurden, ergaben, daß Kälte und Wärme nur an bestimmten, voneinander getrennten Stellen empfunden werden, und zwar kommen durchschnittlich auf einen Quadratzentimeter Haut etwa sechs bis dreiundzwanzig Kältepunkte, aber nur null bis drei Wärmepunkte. Auf die gesamte

Körperoberfläche verteilt, ergibt das etwa zweihundert-fünfzigtausend Kälte- und dreißigtausend Wärmepunkte.

Der Körper vermag sich durch allerlei Mittel innerhalb normaler Verhältnisse gegen übermäßige Kälte und Wärme zu schützen. Das Schütteln, das uns beim Frieren überläuft, Blaßwerden, Gänsehaut und Zähne-klappern sind Abwehrmaßnahmen gegen Kälte. Erweiterung der Blutgefäße in der Haut, die sich durch Rötung der Haut und allgemeines Wärmegefühl kundgibt, so-wie das Schwitzen sind Hilfsmittel gegen die Hitze.

Vor Kälte schützt sich der Körper durch Verkleinerung der Körperoberfläche und Zurückdrängen des Blutes nach innen. Dadurch wird zunächst die Wärmeabgabe des Körpers nach außen möglichst eingeschränkt und dann das Blut in die lebensnotwendigen Organe gedrängt. Das Schauern, die „Gänsehaut", wird durch ruckweises Zusammenziehen der feinen, die Haarwurzeln umspin-nenden Muskelfäserchen hervorgerufen. Durch diesen Vorgang verringert sich die Körperoberfläche und wird gleichzeitig blutarm gemacht. Auch das Blaßwerden ist als solche Abwehrmaßnahme anzusehen, denn es ist durch Krämpfe der Blutgefäßmuskulatur bedingt. Ähnlich wirkt das Schütteln, das uns überläuft, wenn wir frieren, und auch das Zähneklappern: beides ist auf hef-tige Muskelzusammenziehung zurückzuführen. Ferner muß rasch und in ausreichender Menge Wärme gebildet werden. Wenn jemand tüchtig durchfroren ist, so schlägt er wohl gehörig mit den Armen um sich. Durch diese heftige, ruckweise Bewegung wird Wärme erzielt.

Bei großer Hitze bringt die Gefäßerweiterung der Haut durch die Oberflächenvergrößerung erhöhte Wärme-abgabe zustande. Wenn man sich unangenehm und un-erträglich lästig erhitzt fühlt, dann reißt man die lästigen

Kleider vom Leib, reckt und dehnt sich, um sich von kühlender Luft umspülen zu lassen. Schweiß entzieht beim Verdunsten beträchtliche Wärmemengen und wirkt dadurch gleichzeitig abkühlend, man sollte also den Schweiß nicht abwischen, sondern durch Herbeiführen eines starken Luftzuges, etwa durch Wedeln mit Tüchern oder Fächern, die Schweißverdunstung und damit die Abkühlung möglichst zu fördern suchen. Oft reichen allerdings diese natürlichen Schutzmaßnahmen des Körpers nicht aus, und es kommt zu allen möglichen Kälte- und Wärmeschäden.

Selbstverständlich hat die Medizin die Wirkungen von Wärme und Kälte weitgehend zu nützen gesucht, wenn auch für ärztliche Zwecke nur in begrenztem Maße, und zwar von etwa zwanzig Grad unter bis etwa hundertfünfzig Grad über Null. Tiefe Temperaturen werden in der ärztlichen Praxis vor allem benutzt, um örtliche Schmerzlosigkeit zu erzeugen, wie sie beispielsweise für kleine Operationen, etwa Furunkelöffnen, ausreicht. Man benutzt dazu meist Chloräthyl, eine schon bei Körpertemperatur verdampfende Flüssigkeit, die in feinem Strahl aus besonders hierfür gebauten Flaschen auf die Haut der erkrankten Stelle gespritzt wird und dort durch schnelles Verdampfen die Haut zum Gefrieren bringt und dadurch unempfindlich macht. Eispackungen oder oft gewechselte kalte Umschläge benutzt man zur Bekämpfung von Entzündungen und der damit verbundenen Schmerzen. Man kennt den Wert der so wichtigen kalten Rumpfpackungen bei Lungenentzündung oder die Verwendung von Eisbeuteln in der Herzgegend bei fieberhaften Herzerkrankungen. Auch zum Blutstillen wird Kälteeinwirkung oft benutzt. Bei Magenblutungen läßt man kleine Eisstücke schlucken oder kleinste Schlucke eiskalten Wassers trinken.

Aber auch zu wissenschaftlichen Arbeiten wird die Kälte verwendet. Die Tatsache, daß nicht zu plötzliches Einfrieren den feinen Aufbau einzelner Organe gut erhält, führte dazu, daß man Gewebstücke, die zu mikroskopischen Untersuchungen in feinste Schnitte zerlegt werden müssen, einfrieren läßt und sie dann zerschneidet.

Die Anwendung hoher Wärmegrade dient zunächst zum Abtöten schädlicher Keime, dem Sterilisieren von Operationsinstrumenten, Verbandstoffen und Medikamenten. Vom Auskochen bis zur Anwendung von strömendem Wasserdampf und hochgespannter trockener Wärme sind die verschiedensten Verfahren erdacht und ausgearbeitet worden.

Bei Kranken kommen selbstverständlich hohe Temperaturen nicht zur Anwendung. Lichtbäder, sowohl allgemein wie örtlich gebraucht, erzeugen Schweißausbruch und starken Blutzustrom nach erkrankten Teilen, der die Abwehrkräfte des Blutes steigert und gleichzeitig die durch die Krankheit erzeugten Gifte rascher mit fortschwemmt. Hitze wird angewendet, um Eiterungen schneller zum Durchbruch oder, wenn noch möglich, im Organismus zum Aufsaugen zu bringen; Rheumatiker wissen, wie wohltätig Hitzewirkung ist, ob sie sich nur bescheiden an den warmen Ofen setzen oder bei gut gefülltem Geldbeutel sich eine Reise nach dem Süden oder in irgend ein Moorbad leisten können, um ihre Beschwerden durch Sonnenwärme oder die Hitze der Moorpackungen zu lindern.

Zum Schlusse sei noch kurz vor Folgendem gewarnt: Wenn die Gefahr einer Blutung, etwa einer Magenblutung, besteht, dürfen keinesfalls heiße Packungen irgendwelcher Art zum Schmerzstillen benutzt werden; damit wird ein starker Blutstrom zu den erhitzten Teilen

angeregt und so die Möglichkeit einer unter Umständen sogar tödlichen Blutung heraufbeschworen. Durch laienhaftes Vorgehen und sonstige Pfuschereien wird leider viel gesündigt. Schadhafte Kleider oder Schuhe gehören in die Hände des Schneiders oder Schusters; der kranke Mensch soll vom Arzt behandelt werden und nicht von oft zwar wohlmeinenden, aber doch zu ernstlicher Hilfe nicht fähigen Menschen. Doch das ist ein Kapitel für sich, und zwar ein überaus ernstes, worüber viel zu sagen und noch viel mehr zu klagen wäre.

Gedankensplitter

Jung bleiben

In der Jugend ist jung sein leicht,
schwerer und schöner, wenn's Haar sich bleicht.

F. Horn

✳

Alter

Das Alter ist nicht trüb, weil darin unsere Freuden, sondern weil unsere Hoffnungen aufhören. Jean Paul

✳

Glück

Wie oft träumt der Mensch von künftiger Glückseligkeit und verschläft darüber die gegenwärtige. Cornova

✳

Armut

Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr daran tragen. Jean Paul

Ein See, in dem man nicht ertrinken kann



Ohne Schwimmapparat auf den Fluten des Toten Meeres
(Preßphoto)

Die tiefste Stelle der Erdoberfläche ist das Tote Meer. Sein Wasser enthält an der Oberfläche über zwanzig Prozent Salz, bildet aber in größeren Tiefen eine vollständig gesättigte Lauge, so daß alles Leben im See ersterben muß. Der Salzgehalt erklärt sich aus der starken Verdunstung des Wassers in dem tiefen, heißen Kessel, in dem die durch die Zuflüsse zugeführten Salz- und Laugenstoffe zurückbleiben. Neben dem Salz, das in kristallisierter Form die Berge am Südwestufer bildet, gehört zu den Eigentümlichkeiten des Toten Meers der Asphalt oder das Erdpech, das nesterartig in den Kreideschichten vorkommt und hauptsächlich nach Erdbeben oder auch heftigen Stürmen losgespült und in einzelnen Klumpen an die Oberfläche des Sees emporgetrieben wird. Die spezifische Schwere des Wassers ist gleich der eines mittelstarken Mannes, so daß es einem Badenden unmöglich ist, unterzutauchen. Auch das Schwimmen wird durch diesen Umstand erschwert, da die Beine des Schwimmers an die Wasseroberfläche emporgehoben werden.



Ein Bad im Toten Meer

Am Südwestende des Sees lagen einst Sodom und Gomorra. Ihr Untergang durch „Feuer und Schwefel" ist sicher ein gewal-

tiger, von Erdbeben begleiteter Einbruch mit Entzündung der in der Tiefe eingeschlossenen Gas-, Petroleum- und Asphaltmassen gewesen und liegt auch durchaus im Bereich der Möglichkeit.

Die Farbe des Wassers ist ein schönes, tiefes Blau. In der Umgebung beginnt erst dort, wo die Salze sich vermindern und süßeres Wasser hervortritt, das Leben der Pflanzen und Tiere.

Heute wird die Aufmerksamkeit dadurch auf das Tote Meer gelenkt, daß der Vertreter der britischen Krone sich bereit erklärt hat, Konzessionen zur Ausbeutung der im Toten Meer enthaltenen Mineralschätze zu erteilen. Durch Untersuchungen des Wassers hat man festgestellt, daß außer dem gewöhnlichen Salz noch Magnesiumchlorid, Bromsalze und Pottasche vorhanden sind. Besonders für letztere ist großer Bedarf zu industriellen und medizinischen Zwecken vorhanden. Auf Grund von angestellten Berechnungen sollen allein an Pottasche etwa hunderttausend Tonnen jährlich gewonnen werden. Außerdem besteht noch Aussicht auf reiche Lagerstätten von Kohle, Bitumen, Öl, Schwefel und Kupfer. So wird vielleicht in absehbarer Zeit am Toten Meer ein reiches Leben sich entfalten. Dr. A.

Was mancher nicht weiß

Das Wachstum unserer Haare wird in ganz eigentümlicher Weise von den Röntgenstrahlen beeinflußt. Eine starke Bestrahlung mit Röntgenstrahlen kann man mit gutem Erfolg zur Beseitigung von Haaren (Frauenbart) verwenden, während geringe Bestrahlung den Haarwuchs fördert.

✳

Manche Menschen befürchten, durch Einnehmen eines vom Arzt verordneten kalkhaltigen Medikaments könnte eine Ablagerung von Kalk in den Aderwänden und damit Aderverkalkung entstehen. Das ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr wird der Kalk, soweit er nicht zum Aufbau kalkhaltiger Organe und der Ernährung der Zellen, besonders der Knochen, Verwendung findet, wieder ausgeschieden.

Der Patenbrief

Erzählung von Hedwig Teichmann

Die junge Frau Meisterin stieg zögernd die Treppen hinan bis in den vierten Stock hinauf. Über dem Arm trug sie ein Paar helle Beinkleider und in der Hand die Rechnung. Ohne Bezahlung durfte sie diesmal vor die strengen Augen ihres Mannes nicht kommen. Ach Gott, wie war der wütend über den Musikus im vierten Stock oben, der nähen und bügeln ließ und sich nie ums Zahlen kümmerte! Von einem Mal vertröstete er zum andern. Aber Frau Christine wußte: leichtsinnig war der junge Musikus nicht, nur arm, sehr arm.

„So soll er ein ehrlich Handwerk treiben, statt Musik zu machen, wenn er sich damit nicht ernähren kann," wetterte der Schneidermeister Frührot.

Die Meisterin wagte nicht, laut zu widersprechen; ganz leise aber verteidigte ihr Herz: „Was soll er denn anders tun, wenn die Seele voll klingender Weisen ist, wenn's rauscht und braust wie aus Meeresgrund, wenn's schäumt und perlt wie ein heller, toller Bergquell? Wenn die Lieder daherkommen wie junger Maiensturm und lachen und weinen, jubeln und klagen? — Da muß er die Töne ja auffangen und sie den Menschen so wieder-schenken, wie sie ihm der Herrgott schickte."

In ihrem Stübchen, das gerade unter dem seinen lag, hörte sie es den ganzen Tag klingen und wogen. Dabei hielt sie ihr Knäblein im Arm und sang leise, leise die jauchzenden Weisen mit.

Ihr Mann wußte von der stillen Gemeinschaft nichts. Der saß tief unten im Erdgeschoß, hantierte mit Elle und Bügeleisen und zog die Nadel fleißig durch schwere Stoffe.

Der kleine Junge aber trank mit der Muttermilch all die herrlichen Melodien in sich hinein. Frau Christine meinte, sie müßten in seiner Seele Wurzel fassen und einst wie an einem reich blühenden Baum hervorbrechen.

Auch jetzt kamen sie ihr entgegengeschwebt — nein — herbeigestürzt wie ein silberheller Bach. Sie hörte es über grünen Steinen flüstern, durch Waldesdämmer gleiten. Und eine Männerstimme sang: „Du hast mit deinem Rauschen mir ganz berauscht den Sinn ..."

Ach, der Musikus war nicht allein! Freunde weilten bei ihm. Aber umkehren durfte Frau Frührot nicht. Versuchen mußte sie es, wenigstens eine Anzahlung zu erhalten.

Lachen empfing sie, als sie die kahle Stube betrat. Der Musikus saß an seinem Instrument, die Haare standen ihm wirr zur Höhe, die Brille verdeckte die guten, verträumten Augen. Als die junge Frau schüchtern die Rechnung hinhielt, lachte der Musikus verlegen. „Ja! — Geld! — Der Meister Frührot soll halt noch ein bißl warten; Geduld haben."

Als Frau Christine ratlos und zögernd dastand, ergriff er rasch ein Blatt Papier, das vor ihm auf dem Pult lag und auf dem die Notenköpfchen einen wirren Tanz aufzuführen schienen.

„Da," sagte er treuherzig lächelnd, „das sei einstweilen meine Bezahlung. Mehr hab' ich nicht. Halt! Meinen Namen noch."

Er schrieb groß und klar seinen Namen unter das Lied und gab ihr das Blatt. Die Frau nahm es in stummer Verlegenheit und lief hinaus.

Auf dem Treppenabsatz blieb sie stehen und sann nach. Nein, damit durfte sie zu ihrem Mann nicht kommen. Was sollte sie tun? — Ihr tat der arme Musikus so leid.

Da fiel ihr etwas ein. Sie lief hurtig in ihr Stübchen, darin ihr Bübel schlief. Mit nassen Augen beugte sie sich über das Kind.

„Gelt, du wirst nit bös sein! Ich tu' dich berauben, aber vielleicht hast du das Geld einmal nicht gar so nötig wie der da oben."

Dann eilte sie an eine schön geschnitzte alte Truhe, ein Erbe, das all ihre Köstlichkeiten und Reichtümer barg, und entnahm aus ihr den Patenbrief ihres Jungen. Voran war ein zartes Kränzlein aus Vergißmeinnicht gemalt, hinten im Umschlag verborgen steckte eine hübsche Banknote. Das war der Taufschatz ihres Franzl. Sie nahm ihn heraus, steckte das gefaltete Notenblatt dafür hinein und barg den Patenbrief in einem alten Kalender zu unterst in der Lade, damit niemand den „Betrug" entdecke. Die Banknote aber trug sie zu ihrem Gatten hinab, der sie halb freudig, halb grollend entgegennahm. —

Jahre rauschten vorüber. Meister Frührot erwarb ein Häuschen auf dem Land und zog mit Weib und Kind hinaus. Die Frau Meisterin hörte nie wieder etwas von dem Musikus. Franzl blieb ihr einziges Kind. Er übernahm Vaters Gewerbe und schneiderte tapfer, nur daß er dabei immer singen oder pfeifen mußte, und daß er Musik mehr liebte als sein Handwerk. Doch sprang er nie über die ihm gezogenen Grenzen in das Land, das Kunst heißt. Er begnügte sich mit dem Hinüberschauen.

Frau Christine lebte lang und wurde alt. Sie erlebte noch, daß ihres Franzl einzige Tochter einen vornehmen Mann heiratete und fortzog. Hier und da kam sie wohl gern wieder ins Elternhaus und brachte ihren kleinen Jungen mit, das Urenkelkind der guten Meisterin. Die starb dann, und ihr Sohn überlebte sie nicht lange. Frau Johanna kam und verkaufte Haus und Hausrat. Nur

eine schöne alte Uhr und die geschnitzte Truhe nahm sie mit in ihre vornehme Häuslichkeit. Diese beiden Andenken stellte sie in ein unbenutztes Zimmer, und nur wenn sie zufällig hineinkam, stieg die Erinnerung an Vater und Großmutter mächtig in ihr auf, und leise liebkosend strich sie über die stummen Zeugen einer verrauschten Zeit.

Leo, der Sohn Frau Johannas, trug ganz die Züge seiner Urgroßmutter. Die Natur hatte gleichsam zwei Generationen übersprungen und brachte bei dem Urenkel den gleichen Charakter und die gleichen Gesichtszüge hervor. Seine Liebe zur Musik war von klein auf stark ausgeprägt. Schon in seinem Gitterbettchen pflegte er still für sich zu singen mit einer seltsam süßen, reinen Kinderstimme. Wenn sie es hörte, faltete die Urgroßmutter ergriffen die Hände.

Erklang eine Leier oder eine Ziehharmonika, oder flatterte sonst ein Musikton auf wie ein Vogel aus Traumlanden, dann leuchteten des Knaben Augen, und er lauschte, bis alles verklungen war. Urgroßmutter sagte: „Du mußt ihn Musik lernen lassen; es steckt in ihm, es wurzelt ein verborgenes Bäumchen in seiner Seele, das aufblühen will. Ach, daß ich das noch erlebte!"

Nein, sie erlebte es nicht mehr, wie er ans Konservatorium kam und seine Lehrer entzückte. Aber noch bevor Leo seinen Weg vollenden konnte, wurde der ihm jäh verstellt, ja abgeschnitten. Der Vater starb, und die schreckliche Inflationszeit und andere Nachkriegserscheinungen machten sie zu Bettlern wie so viele ihrer Mitleidenden. Frau Johanna mußte Stück für Stück verkaufen, und dann hieß es: Leo muß seinen Beruf aufgeben und in einem Büro als Schreiber eintreten. Nebenbei konnte er ja immer noch üben oder Stunden

geben, denn das Klavier wollte man vorläufig nicht verkaufen. Leo bettelte und rang verzweifelt: „Mutter! Nur noch zwei Jahre! Dann bin ich fertig und verdiene Geld genug. Nur zwei Jahre laß uns noch aushalten!“

„Es geht nicht, mein armer Junge! Unsre ganze schöne Einrichtung ist verkauft, nur das Nötigste behielt ich zurück und die beiden alten Stücke aus dem Elternhaus: die Uhr und die Truhe. Morgen kommt ein Antiquitätenhändler, der die beiden Sachen ansehen und vielleicht kaufen will. Was er uns dafür gibt, davon können wir wieder eine Zeitlang leben. Ach, wenn ich mir das kleine Geschäftchen da drüben pachten könnte! Aber ich hab' kein Geld.“

Da senkte der Sohn stumm den Kopf. Am andern Tag kam der Händler und schätzte die beiden Stücke ab. Da er sie für wertvoll hielt und ein ehrlicher Mann war, bot er einen guten Preis und wollte sie gleich mitnehmen. In der Truhe aber lagen noch all die Sächelchen der Großmutter Christine. Die mußten erst ausgeräumt werden.

Frau Johanna machte sich gleich an die Arbeit. Was kam da nicht alles heraus! Aber nur Dinge, die persönlichen — keinen klingenden Wert hatten. Auch der Patenbrief ihres Vaters fiel ihr in die Hände, und sie legte ihn wehmütig beiseite.

Nun war die Truhe leer. Ihre geheime Hoffnung, noch etwas Wertvolles darin zu finden, hatte sie betrogen. Nicht ihretwegen erstrebte sie eine Besserung ihrer Lage — nein, nur um des Jungen willen, dessen goldene Zukunftsträume zerrannen.

Plötzlich fuhr sie auf. Hinter ihr erklang ein Schrei. Es war, als klirre eine Kette, die um gefesselte Glieder gelegen. Als sie sich erschrocken nach Leo umwandte, sah

sie, daß er den Patenbrief in den Händen hielt, aus dem er ein Blatt gezogen hatte. Ein kleines Notenblatt. Seine Hand bebte, und er stammelte: „Mutter, Mutter, was ist das? Eine Komposition von Franz Schubert! Wie kommt die da hinein?"

Verständnislos nahm die Mutter das Blatt in die Hand und betrachtete die Notenköpfchen, die einen wirren Tanz aufzuführen schienen. Des Sohnes Hand glitt zitternd über die Tasten des Klaviers, und seine Stimme perlte glockenklar: „Ich hört' ein Bächlein rauschen ..."

Wieder fragte er: „Mutter! Mutter, wie kommt das in unsern Besitz? — Es ist echt! Da steht sein Name: Franz Schubert ..."

Und da stiegen in Frau Johannas Seele Erinnerungen an die Großmutter auf, denen sie so oft gelauscht: wie sie dem silberhellen Getön, das von oben aus der Stube in die ihre herab brauste und klang, so oft gelauscht, den Jungen an der Brust haltend. Und wie sie von dem armen Musikus, der in dem gleichen Haus wohnte und nie seine Schneiderrechnungen bezahlen konnte, statt des Geldes ein vollbeschriebenes Notenblatt bekommen hatte. Die Banknote aus dem Patenbrief hatte die fromme Lüge decken müssen.

Leo horchte still den erinnernden Worten der Mutter zu und jubelte dann: „Das rettet uns, Mutter! Ich kenne einen reichen Amerikaner, der wie der Teufel nach solchen Seltenheiten jagt. Der wird gern einen Liebhaberpreis zahlen. Ach, die Urgroßmutter ahnte es damals nicht, daß sie mit ihrer guten Herzenstat meine Zukunft rettete."

Mutter und Sohn hielten sich an den Händen und schwiegen lange in stiller Glückseligkeit. Dann sagte die Mutter leise: „Wie ungerecht und hart das Schicksal oft

ist! Der Schöpfer dieser herrlichen Melodien mußte bettelarm sterben, und nun wird ein einziges Lied mit Gold aufgewogen. Warum erkennen die Menschen so spät die wahre Größe, während sie blind vor Götzenbildern knien?"

Der Sohn wußte keine Antwort. Seine Hände glitten traumhaft leise über die Tasten, aus denen es bitter aufzuklingen schien: „Gesucht, geahnt und nie gekannt ..."

Zeit

So wandelt sie im ewig gleichen Kreise
die Zeit nach ihrer alten Weise.
Auf ihrem Wege, taub und blind,
das unbefangne Menschenkind
erwartet stets vom nächsten Augenblick
ein unverhofftes seltsam neues Glück.
Die Sonne geht und kehret wieder,
kommt Mond und sinkt die Nacht hernieder.
Die Stunden die Wochen abwärts leiten,
die Wochen bringen die Jahreszeiten.
Von außen nichts sich je erneut!
In dir trägst du die wechselnde Zeit,
in dir nur Glück und Begebenheit.

Ludwig Tieck

Der Mungo

Von Alb. G. Krueger / Mit 2 Bildern

Nun lebte ich im wundervollen Indien. Dank der großen Liebenswürdigkeit eines dort ansässigen Freundes brauchte ich nur einen Tag in dem zwar luxuriös ausgestatteten, aber trotz allem ungemütlichen Hotel zuzubringen. Schon am zweiten Tag wohnte ich im eigenen Bungalow und konnte nun dort behaglich frühstücken. Das tat ich denn auch in aller Ruhe und Gemütlichkeit. Duftende Luft fächelte mich an, und das satte Grün mit Blüten in allen Farben war zauberhaft schön.

Vor dem Fenster ragten große, gelbe Glockenblumen empor. Plötzlich schwirrten zwei winzige Wesen, fast nicht viel größer als starke Hummeln, auf die Blumen zu; ihr buntes Gefieder glitzerte und funkelte gleich Diamanten in der Sonne. Einen Augenblick ruhten ihre winzigen Krällchen auf dem Blumenrande. Das zarte Körperchen mit den zierlichen Schwanzfedern neigte sich leicht nach vorn. Der lange, gelbe, gekrümmte Schnabel tauchte schnell in den Blütenkelch. Und so schnell, wie sie gekommen, waren die beiden Kolibris auch schon wieder weg. Noch schaute ich den hübschen Tierchen nach, wie sie gleich blitzenden Juwelen durch die Luft schwirrten, als ich ein dunkles kleines Geschöpf an meinem Fenster sah, das mir fremd war. Ich hörte einen leisen gurrenden Laut, und im nächsten Augenblick saß auf dem Frühstückstisch ein eigentümliches Wesen, das ich verwundert betrachtete. Der dicht und lang behaarte Körper glich dem einer kleinen Katze, aber der Schwanz war buschig. Unter dem mit krausen Haaren bedeckten Kopf blitzten ein Paar

Äuglein munter hervor, die mich neugierig anschauten. Einen Augenblick verharrte das niedliche Ding bewegungslos auf dem Tisch. Dann glitt es rasch vorwärts, holte ein Keksstück aus der Schale und begann eifrig daran zu knabbern. Scheu war das seltsame Tierchen nicht, denn als ich langsam die Hand ausstreckte und es leise streichelte, hielt es ruhig still.

Als das Keksstück verzehrt war, beschnupperte es ein Stück Orangenschale, die es dann eilig aufaß. Ein eleganter Satz, und das Tierchen saß auf meiner Schulter. Das rosige Näschen schnupperte an meinem Ohr und dann an meinem Gesicht hin und her. Vorsichtig nahm ich es herab und setzte es auf ein Kissen, wo es sich zum Schlaf niederlegte. Mein Hindudiener belehrte mich, daß es ein Mungo wäre. Weitere Erklärungen gab er mir nicht, da er sie wohl für überflüssig hielt.

Viele Tage befand sich das liebe kleine Tierchen schon bei mir, lief munter und vergnügt bald in diesem Zimmer umher, bald in jenem. Jede Ecke, jeden Winkel beschnupperte es genau. Oft sprang es auch zum Fenster hinaus in den Garten, geisterte dort umher und um das Haus herum. Aber immer kam es bald wieder zurück, aß, trank und schlief. Während der Nacht schlief es unter meinem Feldbett auf einem Kissen. Viel Ruhe gönnte es sich aber auch nachts nicht. Zu meiner Verwunderung machte es dann seine Runde wiederholt durch alle Räume. Ein unruhiges Geschöpfchen. Ich hatte mich bald so an das drollige kleine Wesen gewöhnt, daß mir etwas fehlte, wenn ich eine Weile sein munteres Gurren nicht gehört hatte.

Eines Morgens, als ich nach einer Dusche aus dem Bad kam und das Frühstückszimmer betreten wollte, erschrak ich heftig. Quer über den Bastteppich ringelte



Der Mungo stellt eine Brillenschlange

sich eine große Kobra. Als sie mich sah, schlug sie einen Ring, hob angriffslustig Kopf und Hals und sträubte

unter lautem Zischen wütend die Haube. Ich wollte die Tür zuschlagen, ein Gewehr holen und das ekle Reptil unschädlich machen. Da hörte ich aufgeregte Laute hinter mir. Bevor ich einen Gedanken zu fassen vermochte, schoß mein kleiner Mungo mit gesträubtem Haar an mir vorbei und befand sich zu meinem Schreck im nächsten Augenblick der Schlange gegenüber. Das Schauspiel, das sich jetzt vor meinen Augen abrollte, war so sonderbar, daß ich Gewehr und alles vergaß und wie gebannt an meinem Platz staunend verharrte.

Sobald die Schlange den Mungo bemerkt hatte, der mit gekrümmtem Rücken und seltsam stelzenden, stauchenden Schritten langsam seitwärts gegen sie anrückte, schnellte sie zischend Kopf und Hals zurück und machte sich sprungbereit. Ich glaubte, das kleine Geschöpf sei so gut wie verloren. Da schnellte die Kobra den Kopf vorwärts. Aber im selben Augenblick sprang der Mungo hoch empor, so daß die Schlange unter ihm durch ins Leere fuhr, sauste blitzschnell im Kreis herum, schnappte zu und biß die Kobra in das Schwanzende. Sofort fuhr sie jäh zurück. Ein rascher Seitensprung des kleinen Tierchens, und die Schlange schoß abermals ins Leere. Ein Sprung, und sie war zum zweitenmal gebissen.

So ging es noch eine Weile fort. Immer schneller und wütender wand sich die Kobra, ein Hoch- und Seitensprung des Mungo, der Sehnen von Stahl zu haben schien, dann ein blitzschneller Biß. Offenbar suchte der gewandte kleine Angreifer die Schlange zu ermüden. Nun änderte diese aber die Taktik; im Nu rollte sie sich in mehreren Ringen eng zusammen. Und über diesem Knäuel hob sie den Kopf schaukelnd, federnd nach allen Seiten, während der Mungo toll springend kreiselnd rundherum raste. Ein paarmal schien es, als wolle die Kobra



Mungo im Kampf mit einer Brillenschlange

zufahren; aber immer wieder zauderte sie. Der tödliche Biß schien ihr offenbar noch nicht sicher genug.

Wieder fuhr der Kopf der Schlange heftig vorwärts und schlug diesmal hart auf den Teppich. Einen kurzen Augenblick nur verharrte sie regungslos. Nur einen Augenblick. Aber der genügte dem Mungo. Wie der Blitz saß er der Schlange im Genick und biß sich dicht am Kopf fest. Rasend geworden zog sich die Kobra noch mehr zusammen; mit Kopf und Hals machte sie die unglaublichsten Drehungen: vorwärts, zurück, auf und nieder, hin und her. Nun fuhr sie unter einen Stuhl, dann unter den Tisch, hin und her rasend, wieder und wieder angreifend, abwehrend. Alles war vergeblich! Der kleine, tapfere Mungo ließ sich nicht abschütteln, obschon er bei dem wilden Gerase der Kobra manchen Puff bekam.

Endlich wurden die Bewegungen der Schlange matter und matter; ein leises Krachen und Knirschen. Kopf und Hals reckten sich; langsam löſten sich die Ringel. Leises Zittern glitt über den Schlangenleib, hier und da ein verlorenes Zucken. Der Kampf war aus!

Mit einigen heftigen Rucken löste sich der Mungo von der toten Schlange, schüttelte sich, dehnte sich und gähnte. Einige Male schlug das Tierchen mit dem Schwanz heftig auf und nieder. Dann einige tolle Sprünge, triumphierende Laute: „Tirrrrr ... tik ... tik ... tirrrrrr ... kit!" Hierauf wurde die Schlange von allen Seiten beschnuppert. Nach einer Weile schwang sich der Mungo in elegantem Satz auf den Tisch, steckte das Näschen in das Milchtöpfchen und leckte mit dem kleinen rosa Züngelchen eifrig.

Ich stand staunend da. Diesen Ausgang hätte ich nie erwartet. Die riesige Schlange und das kleine Kerlchen. Unbegreiflich! Später erfuhr ich, daß der Mungo in solchen Kämpfen stets Sieger bleibt. Man hält das

Tierchen gern in den Bungalows, weil es dort alle Ecken und Winkel nach Schlangen absucht und diese vernichtet. Nun waren mir auch seine nächtlichen Gänge klar: er suchte Schlangen!

Durch diesen heldenhaft bestandenen Kampf war mir das kleine liebe Geschöpf noch vertrauter geworden. Ich habe ehrlich lange Zeit um den Mungo getrauert, als er mir später von einer gräßlichen Bulldogge totgebissen wurde.

Bilderrätsel



Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes

Kakteen, die große Mode

Mit 4 Bildern

Die Kakteenzucht war, nachdem diese seltsamen Pflanzen seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts genauer erforscht wurden, immer eine besondere Liebhaberei. An den Fenstern der



Riesige Blattkakteen in der Nähe von Kairo (Girke)

Bauern sah man die Kakteen stehen; bei den Künstlern konnte man sie vielfach — wohl der bizarren Formen wegen — treffen. Junggesellen und Sonderlinge, wie sie Spitzweg in seinem Ge-



Blühender Kaktus in Südafrika

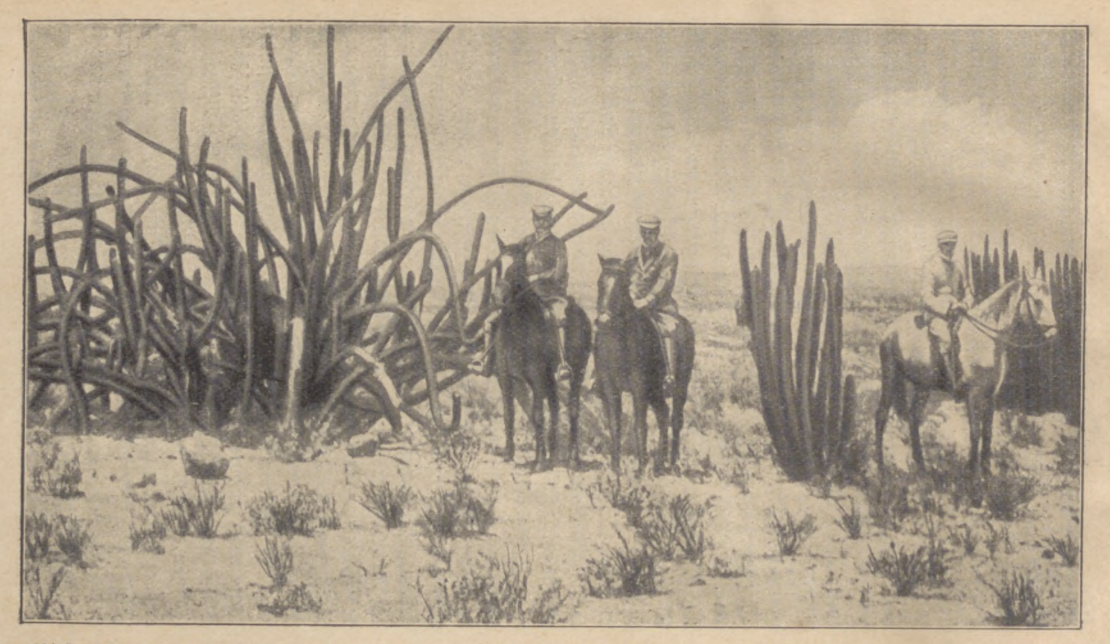
mälde „Der Kakteenfreund“ so trefflich darstellt, lebten mit den Kaktazeen und pflegten sie. Und heute? — Heute sind diese Pflanzen gewissermaßen über Nacht zur großen Mode geworden. Der Grund dafür mag darin zu suchen sein, daß wir meistens den Erscheinungen aus fremden Ländern, nur weil sie unserer Sehnsucht nach Exotischem, Fremdem entgegenkommen, aufmerksamere Beachtung widmen als den kleinen und großen Wundern und Schönheiten, die unsere heimische Natur uns bietet.



Üppiger Riesenkaktus (Girke)

Die eigentliche Heimat der Kakteen ist das südliche Mexiko; dort sind sie von den kleinsten Formen bis zu den größten zu finden, darunter säulenartige Gebilde, die bei einem Durchmesser von fünfzig bis siebzig Zentimeter eine Höhe von zwanzig Meter erreichen. Letztere führen dort den Namen „Organos“, Orgelpfeifen. Wegen der eigenartig gestalteten und lebhaft gefärbten Blüten sollen sie den treffenden Namen „Fackeldistel“ erhalten haben.

Zu imponierendem Umfang wachsen auch die kugelförmigen Arten an. Man fand solche Kugelkakteen von drei Meter Höhe und zwei Meter Dicke, die mehrere Zentner wogen. Neben diesen



Riesenkakteen in Bolivien. Wie hoch diese Pflanzen werden, zeigt ein Vergleich mit den zwischen ihnen haltenden Reitern (Scherl)

Riesen- oder Kandelaberkakteen wirkt eine menschliche Gestalt nicht besonders überwältigend.

Der Nutzen dieser Gewächse ist groß. In ihrer Heimat gelten sie als Obstbäume, denn ihre weichen, wie Feigen schmeckenden Früchte werden gern gegessen. Die mit zunehmendem Alter verholzenden Stämme dienen als Brennmaterial; auch fertigt man daraus Sparrenwerk, Türpfosten, Ruder, ja in gewissen Gegenden sogar auch Möbel.

Bei so vielen Kakteenzüchtern gedeihen die Pflanzen gar nicht oder schlecht, und man wartet vergeblich auf die so herrlich beschriebenen oder sogar in Gewächshäusern gesehenen prächtigen Blüten. Noch weniger sieht man Früchte aus ihnen hervorgehen. Wo die Kakteen geeignete Lebensbedingungen vorfinden, bieten sie in ihrer eigenartigen Vegetation oft ein wunderbares Landschaftsbild. Bekannt ist ja das mit Kakteenpflanzen dicht bewachsene Tal zwischen der Sierra Nevada und den Rocky Mountains. So bizarr und wenig anmutend manchem Beschauer die Gestalt dieser Kinder unwirtlicher Gegenden vielleicht erscheinen mag, so schön sind aber meistens die großen Blüten, deren lange Trichter mit den zahlreichen Blütenblättern in Farben vom reinsten Weiß bis zum tiefsten Rot und leuchtendem Gelb wechseln. Und welche ungeahnten Freuden liegen gerade hier in diesen Lebensäußerungen der Pflanzenwelt einer heißeren Sonne verborgen! Aber was wird da in Unkenntnis der Lebensbedingungen der Kakteen gesündigt, wie viele von ihnen werden sorgsam zu Tode „gepflegt"? Kakteen brauchen vor allem Licht und Sonne; haben sie beides, dann werden sie ihrem Besitzer stets Freude machen. Um möglichst bald Freude an den Gewächsen zu finden, kaufe man in einem Spezialgeschäft ein größeres, blühfähiges Exemplar. Wenn dann schon im ersten Jahre die Blüten erscheinen, ist das Interesse an diesen exotischen Gästen erst recht erwacht. Aber nur der schaffe sich Kakteen an, der ihnen ein Fenster geben kann, das nicht zum Lüften benutzt werden muß, das nicht allwöchentlich geputzt wird, sondern das eben nur für die Kakteen da ist. M. P.

Mannigfaltiges

Ein gerissener Junge

Der Kriminalkommissar Scharfe schlenderte an einem schönen Morgen im Mai durch die Friedrichstraße, äußerlich anzusehen wie ein biederer Provinzler, der gekommen ist, um sich am Leben und Treiben der Hauptstadt einmal zu erfreuen. Aber unmerklich beobachtete er mit scharfen Augen alle, die an ihm vorübergingen.

Da stutzte er. Er sah einen jungen, eleganten Herrn vor dem Schaufenster eines Juwelierladens. Das Gesicht hatte er doch schon irgendwo gesehen! — Auf den ersten Blick konnte man den Gentleman für einen ehemaligen Offizier halten. Sogar das Einglas im rechten Auge fehlte nicht.

Jetzt wandte sich der elegante Mann um und ging weiter. Der Kommissar sagte halblaut: „Der Klippscherenfritze! Ist der Kerl mal wieder in Berlin! Den Langfinger darf ich nicht auskommen lassen. Muß der Bursche Geschäfte gemacht haben! Na warte, mein Junge!"

Der Klippscherenfritze, der seinen Namen davon trug, weil er Friseurgehilfe gewesen war, ehe er sich dem einträglicheren Beruf eines Taschendiebes zuwandte, wandelte unbekümmert weiter. Bald blieb er wieder vor einer Auslage stehen, dann sah er einem hübschen Dämchen nach, drängte sich an den Straßenecken durch, wo sich die Menge staute, bald hier, bald dort die Augen, ständig beobachtet von dem ihm folgenden Kriminalbeamten.

Aber wie scharf er auch spähte, sich gut gedeckt haltend, was ihm im Menschengetriebe nicht schwer fiel, es bot sich kein Anlaß, gegen den der Polizei nur zu gut bekannten Burschen einzuschreiten.

So folgte er ihm bis zur Leipziger Straße, wo der Klippscherenfritze in einen Wagen der Elektrischen in der Richtung des Potsdamer Platzes stieg; auf dem vollbesetzten Hinterperron des Triebwagens fand er gerade noch Platz.

Flugs sprang der Kommissar auf den Vorderperron des Anhängewagens und suchte zwischen den Mitfahrenden Deckung, konnte aber wieder nichts Verdächtiges beobachten. Mit der rechten Hand umfaßte der junge Mann seinen Spazierstock in der Linken hielt er die brennende Zigarette.

Am Potsdamer Platz stieg er aus, sofort verließ auch der Kommissar den Wagen und geriet beim Gedränge der Aus- und Einsteigenden unwillkürlich in unmittelbare Nähe des Verfolgten, den er dann, vorwärts geschoben, für einige Minuten aus den Augen verlor.

Nach einer Weile sah er den Jüngling gemächlich über den Platz schreiten, das mit silbernem Griff gezierte Spazierstöckchen schwingend. An der verkehrsreichen Stelle, wo Fußgänger, Trams, Wagen, Autos durcheinander wirbelten, mußte er sich in nächster Nähe halten, um ihn nicht zu verlieren.

Da ging der junge Herr auf einen der Schutzleute zu, die den Verkehr überwachten, wandte sich um und sagte, auf den Kommissar zeigend: „Sie, Herr Sipo, nehmen Sie mal das Freundchen da fest — der hat mich eben auf die Elektrische mein Taschenbuch jeklaut.“ Absichtlich bediente er sich trotz seiner eleganten Erscheinung des echt Berliner Dialekts.

Als Scharfe das hörte, rief er laut: „Na, erlauben Sie mal —“

„Ick erlaube jar nix,“ schnarrte der Klippscherenfritze, „nich mal, daß Sie mich mein Taschenbuch klauen. Und das haben Sie jetan, eben erst — Schutzmann, ick verlange, daß Sie den Herrn sofort vor alle öffentliche Augen untersuchen — hinten in die Rocktasche hat er's jesteckt.“

„Nun halten Sie aber das Maul,“ brauste Scharfe auf.

„Fällt mich nich in'n Traum ein, wo ick in mein jutes Recht bin.“

„Schutzmann,“ sagte nun Scharfe, „ich bin Kriminalkommissar,“ und er zog seine Ausweismarke hervor, „hier meine Legitimation —“

„Nu, so 'n Mumpitz,“ empörte sich der Klippscherenfritze, „so 'ne Fleppe macht Ihnen jeder für 'n paar Mark. — Schutzmann, ick verlange, daß Sie den Herrn untersuchen! En rotes Taschen-

buch ist's mit Monogramm ‚F. S.', echt Juchten, duftet nach Sowjets auf drei Meilen, und zwei Briefe sind drin an Fritz Schambath, das bin ick, und drunter steht: ‚Tausend süße Küsse, Deine Male, und bleib mich treu' — und Geld ist drin, an die hundertdreißig Märker in juten Scheinen. Dat allens werden Sie drin finden, und wenn Sie dann noch nich jlauben, det mir die Kiste jehört, denn wird mein Paß Sie det sagen mit mein wohljetroffenes Brustbild und dem Visum der Jesandtschaft der Österreichischen Republik. Und dem seine Visasche werden Sie ins Verbrecheralbum finden. Und nu mal 'raus mit mein Eijentum. Da ist's!" Er schlug Scharfe auf die hintere Rocktasche. Der Kommissar griff hin, und richtig zog er das rote Taschenbuch mit dem Monogramm zu seiner größten Verwunderung heraus.

„Sehn Sie, Herr Sipo, jlauben Sie's nu," rief der Klippscherenfritze, „all mein Jeld is drin — bloß das kleine in mein' Portemonnaie, wenn er mich das nich auch jeklaut hat — sollt' mich ja nicht wundern —" er faßte an die Hosentasche — „ne, Jott sei Dank, det is noch da — und nu, Herr Sipo, führen Sie den Mann ab."

„Noch einmal sage ich, ich bin Kriminalkommissar," rief Scharfe jetzt streng, „wie das Dings in meine Tasche gekommen ist, weiß ich nicht."

„Dat sagt jeder Jauner, und wenn ick auch seine Hand in meiner Tasche erwische."

Inzwischen hatten sich immer mehr Neugierige angesammelt, ein zweiter Schutzmann trat heran.

„Platz machen, weitergehen — was gibt's?" Er drängte die Leute zurück. Mit wenigen Worten klärte ihn der erste Polizist auf.

„Wir kennen uns doch," sagte da der Kommissar.

„Aber natürlich, Herr Kriminalkommissar Scharfe."

„Nu will ich Sie mal wat sagen," mischte sich jetzt der Klippscherenfritze ein, dem es ungemütlich zu werden anfing, „det Taschenbuch is mein — dat bezweifelt der Deubel nich, und da nu drei Herren zum Skat zusammen sind, kann ick mich wohl empfehlen. Herr Kommissar, ick hab' Sie jleich in der Spiegel-

scheibe vons Juwelierjeschäft in der Friedrichstraße jesehen und en bisken in Berlin spazierenjeführt, damit Sie den Rummel mal kennenlernen. Wenn Sie Jrütze in'n Kopp haben, können Sie sich dat übrije selbst ausklamüstern." Sprach's, zog höflich seinen Hut, steckte sein Taschenbuch ein und entschwand in der Menge.

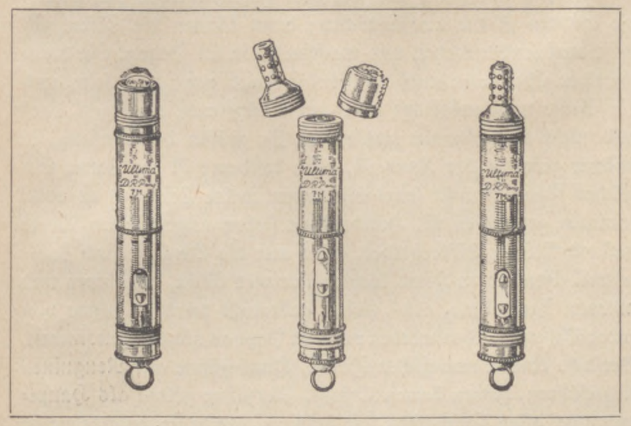
Grimmig schaute ihm der Kommissar nach; dann aber begriff er den Humor der Ulkerei. „So 'n Satanskerl — und na, so viel Grütze hab' ich doch noch im Kopf, um jetzt zu begreifen, daß er mir das Taschenbuch beim Aussteigen von der Elektrischen selbst in die Tasche praktiziert hat, um seinen Spaß mit mir zu treiben. Ja, so alt man auch wird, man lernt doch nie aus! Aber das nächste Mal bin ich dran, sagt der Hanswurst. Warte nur, Klippscherenfritze!" Otto Behrend

„Ultima", der elektrische Gasanzünder

Unter den verschiedenen elektrischen Gasanzündern, die bisher für Haushaltungen im Gebrauch waren, ist der „Ultima"-Gasanzünder durch seine Zuverlässigkeit empfehlenswert. Die Kraftquelle für diesen Gasanzünder in Stabform bilden zwei einpolige Trockenbatterien, die bei normalem Gebrauch mehrere Monate verwendungsfähig bleiben. Ein Druck auf einen Kontaktschalter setzt den elektrischen Schwachstrom in Tätigkeit, der die in einem durchlochten Kopf befindliche Glühpille zum Aufleuchten oder Erglühen bringt. Nähert man den Apparat dem ausströmenden Gas, so erfolgt die Entzündung.

Um dunkle Räume mit hellstrahlendem Lichte gefahrlos betreten zu können und doch eine unter Umständen nötige Anzündvorrichtung zur Hand zu haben, gibt es zwei andere Formen des „Ultima"-Stabes, die zugleich als Taschenlampe eingerichtet sind. Das eine Modell wird so hergestellt, daß im Lampenkopf gleichzeitig die Zündpille eingebaut ist, während im anderen der Zünderkopf gegen einen Lampenkopf mit Taschenlampenbirne umgewechselt werden kann. Diese Gasanzünder werden entweder in Aluminiumhülse oder in Hülsen aus vernickeltem Messing hergestellt, so daß sie auch eine ansprechende, gefällige

äußere Form haben. Beachten muß man jedoch, daß der Apparat beim Aufhängen nicht der Herdhitze ausgesetzt ist, weil durch die Einwirkung der Wärme die Spannkraft der Elemente nachläßt, und weil durch die dabei entstehenden Ausscheidungen der Elemente — die auf chemischen Zersetzungsvorgängen beruhen — die Gebrauchsfähigkeit des ganzen Apparates leiden, ja sogar unmöglich gemacht werden kann. — In ähnlicher Form sind auch die elektrischen Taschenfeuerzeuge „Ultima" hergestellt, die im



Elektrische Gasanzünder „Ultima"

Gegensatz zu anderen elektrischen Feuerzeugen mit offener Flamme brennen. Der Strom wird hier ebenfalls von einer einzelligen Trockenbatterie geliefert. Schaltet man den Stromkreis ein, so glüht die Zündpille auf und entzündet den Docht, der in Watte, die mit Benzin getränkt wird, eingebettet ist.

Sehr bemerkenswert sind die Vorteile dieser Apparate; denn die Einzelteile, wie Batterien und Birnen, sind heute in dem kleinsten Dorf um wenige Pfennige käuflich. Feuersgefahr, die bei spritzenden und achtlos weggeworfenen Zündhölzern immer besteht, ist hier ganz ausgeschaltet. A. K.

Tierzähne als Geld

Geld ist in der ganzen Welt begehrt, und sogar die wildesten Wilden entbehren gewisser Zahlmittel als Wertmesser nicht; allerdings nehmen sie dazu meist nicht irgendwelche Metalle, sondern andere, oft recht merkwürdige Dinge. Bei den teilweise noch kannibalischen Papuas im Inneren Neuguineas gelten Eberhauer und Hundezähne zum selben Zweck wie bei uns Goldstücke, Silber- und die kleineren Nickelmünzen und Kupferpfennige. Damit diese Eberhauer als wertvoll gelten, werden den Tieren die unteren Zähne ausgebrochen; dann können die Zähne sich nicht aneinander wetzen und wachsen schön im Bogen. Ein hochwertiger Eberhauer muß vollständig rund gewachsen sein, und die Spitze muß möglichst nahe am Wurzelende einbiegen, darf also nicht spiralförmig auslaufen. Je größer der Umfang, je schöner geformt der Kreis ist, desto kostbarer ist der Zahn. Ein solches Paar braucht sechs bis sieben Jahre Zeit, bis es vollkommen gewachsen ist. Hundezähne stehen ungefähr im Werte unseres kleinen Silbergeldes. Aber nur die Eckzähne sind Zahlmittel. Von jedem Hund können nur vier Stück, die oberen und unteren Fangzähne, als „Geld" gebraucht werden. Zähne von europäischen Hunden werden von den Papuas nicht angenommen. Versuche einer europäischen Firma, Hundezähne auf Neuguinea einzuführen, hatten keinen Erfolg. Tierzähne gelten als Hauptwerte bei allen Geschäften, die größere Kapitalien erfordern; sie bilden auch den Familienschatz und spielen die Hauptrolle bei den gegenseitigen Geschenken, die anläßlich einer Heirat gemacht werden.

E. Schr.

Ländliche Erdkunde

Man muß nicht glauben, daß der Anschauungsunterricht in der Schule eine gar so neue Einrichtung ist. Ein alter Lehrer, der auf dem Land grau geworden war, sollte den Kindern beibringen, wie die Erde gestaltet sei. Da er keinen Globus hatte, woran er das zeigen konnte, zog er seine Schnupftabaksdose heraus und sagte: „Seht, so ringsum rund wie meine Dose ist unsere liebe Erde." Als nun einmal der Schulinspektor kam, wollte der alte

Lehrer zeigen, daß seine Schüler auch geographische Kenntnisse besaßen. Er rief einem Buben zu: „Hannesle, was für eine Gestalt hat die Erde?" Da der Knabe schwieg, fragte der Lehrer weiter. Aber auch Gottfriedle und Michele wußten nichts. Da wollte der Lehrer dem schlechten Gedächtnis der Buben durch Anschauung zu Hilfe kommen, er zog seine Dose heraus, klopfte bedeutungsvoll darauf und fragte: „Wer weiß, welche Gestalt die Erde hat?"

Da stand Bürgermeisters Jakoble auf und schrie herzhaft: „Am Werktag is sie rund, am Sonntag und heut is sie viereckig."

Der Lehrer hatte am Prüfungstag seine Sonntagsdose eingesteckt, und die war — viereckig. M. Bar.

Heikle Frage

Zwei Hebräer waren auf einem Jahrmarkt beim Handel hart aneinandergeraten. Wütend schrie Josua Semmelmehl seinen Kollegen Isaak Bär an: „Mein Freund, du bist ein Schafskopf!"

Isaak hielt den Kopf schief und sagte ruhig: „Nu, wie haißt? — Bin ich eppes ä Schafskopf, weil ich bin dein Freind, oder heißt de mich dein Freind, weil ich ä Schafskopf bin?" E. Ma.

Er muß es wissen!

Mitten in der Nacht schickte ein kranker Kurpfuscher und Quacksalber zu einem Arzt und ließ ihn bitten, doch ja so rasch als möglich zu kommen. Einstweilen lag der kranke Heilkundige in größter Aufregung im Bett und konnte es kaum erwarten, bis der Arzt kam. Als der Doktor ins Zimmer trat, rief der Quacksalber: „Um Gottes willen, Herr Medizinalrat, helfen Sie mir, bevor es noch schlimmer wird!"

Der Arzt begann den aufgeregten Mann zu untersuchen und fand, daß dem Patienten gar nichts fehlte. Er wunderte sich, daß man ihn wegen einer so geringfügigen Unpäßlichkeit aus dem Schlaf gerissen habe, und sagte: „Ich kann beim besten Willen nicht begreifen, warum Sie so aufgeregt sind. Wegen einer solchen Kleinigkeit wäre es nicht nötig gewesen, mich holen zu lassen."

Angstvoll sah der Quacksalber den Arzt an und stöhnte: „Kleinigkeit sagen Sie. O Herr Medizinalrat, die Angst bringt mich um! Ich habe aus Versehen eine von meinen Wunderpillen verschluckt.“ J. Arn.

Die große Überschwemmung

In einer alten kleinen Stadt, die von Neuerungen fast verschont geblieben war, ging ein Fremder spazieren und betrachtete die schönen Bauwerke aus früherer Zeit. Da bemerkte er an einem Hause in mehr als Mannshöhe einen schwarzen Strich, ging näher und las: „Bis hierher ging am 10. Mai 1834 das Hochwasser.“

Erstaunt blieb der Fremde stehen, schätzte die Höhe der anderen Häuser, die viel tiefer lagen, und dachte, das muß ja schrecklich gewesen sein. Wenn das Wasser an dem Haus schon so hoch gestiegen war, standen die anderen ja fast bis zum zweiten Stock unter Wasser. Da kam ein Mann, offenbar der Besitzer des Hauses, aus der Türe. Der Fremde ging hin und sagte: „Das Wasser muß ja schrecklich gehaust haben, wenn es schon hier so weit gereicht hat!“ Da sagte der Bürger: „So schlimm war's nicht. Der Strich war früher ganz da unten überm Kellerloch, aber die Lausbuben haben immer daran herumgekratzt. Da hab' ich den Strich halt höher nauf malen lassen.“ Ma. Ben.

Klipp und klar

Der Begriff der Ritterlichkeit des ehrenhaften Handelns in gewissen Lebenslagen war nicht zu allen Zeiten und unter allen Völkern von gleicher Art. Wenn Völker miteinander in Kämpfe gerieten, bei denen verschiedene Ehrbegriffe herrschend waren, so kam es oft vor, daß auf der einen Seite etwas geschah, was beim Gegner Mißbilligung, ja sogar nicht selten Entsetzen hervorrief.

Zur Zeit der Türkenkriege geriet ein deutscher Heerführer in die Gefangenschaft des Feindes und sah voraus, daß er nicht lebend davonkommen würde. Aufs Äußerste gefaßt, stand er eines Tages vor dem Sultan, der ihn fragte: „Du bist in meine Hand gegeben. Was erwartest du von deinem Überwinder?“

Da antwortete der Deutsche: „Wenn du als wahrer Fürst Krieg führst, so gibst du mich frei und schickst mich in mein Vaterland. Führst du Krieg als Händler, so verkaufe mich als Sklaven. Führst du aber Krieg als Schlächter, so magst du mich umbringen lassen.“ Als der Dolmetsch die Worte des gefangenen Kriegers übersetzt hatte, sagte der Sultan: „Ich führe Krieg als Beherrscher der Gläubigen! Kehre in deine Heimat zurück!“ O. Gna.

Raten und Tun ist zweierlei

Eine nicht mehr in der ersten Jugendblüte stehende junge Dame, der früher kein Freier gut genug gewesen war, fühlte sich einsam und kränklich. Sie ließ einen Arzt kommen und klagte ihm lang und breit vor. Beim besten Willen konnte der Arzt keinen organischen Fehler finden. Endlich sagte er: „Mein Fräulein, ich kann Ihnen nur einen guten Rat geben: heiraten Sie!“

Die Dame erwiderte: „Ich danke für Ihren Rat. Sie sind mein Arzt, heiraten Sie mich!“

Höflich verbeugte sich der Doktor und sagte: „Verehrtes Fräulein, der Arzt verordnet zwar Medizin, aber er nimmt sie selber nicht.“ C. D. S.

Wie man sich hilft

Engelgeduld gehört dazu, stundenlang schlechtes Klavierspiel oder Singen anzuhören, ohne in Zorn zu geraten. Ein junger Mann, der kein musikalisches Gehör besaß und entsetzlich tremolierte, sang jeden Tag das Lied:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? . . .
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!“

Die Leute im Haus wurden wütend, verlangten, daß der Brüller wenigstens die Fenster schließe, und drohten zuletzt mit Gewalt. Aber das half nichts. Der schreckliche Mensch sang beharrlich weiter.

Eines Tages kam ein Brief an die Adresse des Sängers. Ein Hausbewohner schrieb ihm im Namen aller übrigen Leidens-

genossen: „Wir alle sind von Ihrer Sehnsucht nach Italien tief gerührt. Glücklich wären wir, könnten Sie dahin ziehn, wo die Zitronen blühn; da wären wir Sie los samt Ihrem Geheul. Wir erklären uns bereit, falls Sie reisen wollen, Ihnen eine Fahrkarte von hier bis zur nächsten Station zu bezahlen."

Der Sänger verstand den Wink und zog aus. K. L. S.

Zur Beruhigung

Wer heute Jurist ist, hat Aussicht, im Leben in verschiedenster Weise vorwärts zu kommen. Das ist nicht immer so gewesen. Ja, es gab Zeiten, da in einer Stadt außer dem Ratschreiber kein Ratsherr studiert haben durfte. Man hielt die studierten Herren für untauglich zum praktischen Handeln. Der Sohn eines Bürgers, der an der Universität studiert hatte, bemühte sich, in seiner Heimat Ratsherr zu werden. Die Aussichten, sein Ziel zu erreichen, waren gering, denn man wendete immer wieder ein, er sei an der Universität gewesen und könne deshalb nicht in den Rat gewählt werden. Endlich erklärte er den Leuten: „Ich will jeden Eid schwören, daß ich dort nichts gelernt habe." R. Hil.

Abschied für immer

Schauspieler und Sänger sind abhängig von der Gunst des Publikums; sie leben vom Beifall der Menge. Und das ist ein Grund dafür, daß sie untereinander eifersüchtig und wenig duldsam sind. Jeder Erfolg eines Bühnenmenschen ist für seinen Spielgenossen eigentlich kränkend. Als der lange, spindeldürre Komiker Knaack immer entschiedener zum erklärten Liebling der Theaterbesucher emporwuchs, grollte ihm der Charakterspieler Bröme ganz offensichtlich; seine Erbitterung steigerte sich nach einem großen Erfolg des Komikers bis zum Abscheu. Bröme war kaum über mittelgroß und reichte dem abnorm langen Knaack nur bis zur Brust. Eines Tages standen die beiden Komödianten bei einer Probe einander gegenüber und mußten sich notgedrungen ansprechen. Knaack hatte sich angewöhnt, auf kleinere Menschen auf eine gewisse leutselige Art herabzusehen,

ohne dabei ein überhebliches Gefühl zu haben oder in seiner Haltung zum Ausdruck zu bringen. An diesem Tage war der lange Zeit hindurch mühsam verhaltene Groll des kleinen Bröme so groß geworden, daß er, alle Selbstbeherrschung verlierend, im höchsten Grade ärgerlich und erbost sagte: „Herr Knaack, sehen Sie doch nicht so gönnerhaft von oben herab. Das ist eine unerträgliche Unart. Sehen Sie wie andere Menschen geradeaus!“

Knaack, scheinbar ernst bleibend, erwiderte höflich: „Es lag gar nicht in meiner Absicht, Sie zu kränken, aber ich werde Ihren Wunsch erfüllen.“ Bei diesen Worten reichte er dem Schauspieler die Hand und sagte: „Erlauben Sie, daß ich mich von Ihnen verabschiede. Leben Sie wohl, Herr Kollege!“

Verblüfft schaute Bröme den langen Menschen an und fragte unwirsch: „Was soll das heißen? — Was sind das für Narrenpossen?“

So harmlos als möglich entgegnete der Komiker: „Ich wollte nur höflich sein. Denn wenn ich ihren Wunsch erfülle und künftig wie andere Leute geradeaus sehe, werde ich Sie in diesem Leben nie mehr sehen.“

Alle Schauspieler, die den Wortwechsel mit angehört hatten, lachten hellauf. Bröme zog sich wütend zurück. Knaack aber sagte doppelsinnig: „Ich kann doch nichts dafür, daß Bröme so klein ist.“

J. Ma.

Auflösungen der Rätsel des 7. Bandes:

Kreuzworträtsel S. 31: Von oben nach unten: 1. Herbst, 2. Embach, 3. Rimini, 5. Ottava, 6. Epilog, 7. Retina, 14. Reseda, 15. Eichel, 16. Eckart, 18. Olmütz, 19. Arcole, 20. Steven.

Von links nach rechts: 1. Herero, 4. Donner, 8. Emilio, 9. Steppe, 10. Schanz, 11. Avalon, 12 Thalia, 13. Malaga, 14. Reppen, 17. Boreas, 21. Eisack 22. Albert, 23. Dekort, 24. Atolle, 25. Alekto, 26. Azoren;

Figurenrätsel S. 140: (nebenstehend);

Arithmogriph S. 140: Nullpunkt, Erker, Farbe, Posen, Magnet, Eichendorff, Algerien, Kilimandscharo, Troßknecht = Leben heißt kämpfen! (Seneka)



Magisches Quadrat S. 140: (rechts nebenstehend);

K	I	E	L
I	M	M	E
E	M	I	N
L	E	N	Z

Logogriph S. 148: Arzt, zart, Zar, Ar;

Kammrätsel S. 161: (links nebenstehend);

G	U	N	T	H	E	R
A		A		E		U
S		H		R		T
T		T		R		H

Buchstabensuchrätsel S. 161: **Drohne, Rostow, Iwan, Treppe, Rauhreif, Locarno, Hirsau, Nimrod, Dolde, Raffael, Egon, Zanardelli, Stilett, Drama** = Der Winter floh, und der Lenz ist da. (Richard Wagner: Parsifal);

Rätsel S. 161: Storch, Tor;

Scharade S. 190: Edel — weiß;

Bilderrätsel S. 199: Je mehr die Liebe gibt, je mehr empfängt sie wieder.

Lösungen der Rätsel aus dem Leserkreise

Richtige Lösungen unserer Rätsel trafen nach Redaktionschluß von Band 7, Jahrgang 1926 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, aus Band 5, Jahrgang 1926 von: Hans Alterthum, B. (10); Robert Böhm und Frau, N. (11); Richard Daniel, G. (9); Hans Eisentraut, D. (5); Adolf Fritz, H. (6); Reinhold Giesemann, A. (11); Hermann Hoffmann, B. (7); Hermann Züngling, St.-O. (11); Otto Krieg P. (2); Hermine Kuhlmann, A. (3); Guido Lange, S. (8); Paul Lösch., P. (9); Ernel Mayer, L. (11); Lotti Morchel, B. (13); Julius Morgenstern, N. (11); Ludwig Schutt, Fr. (13); Alfons Werner, W. (9); Jakob Zenneg, H. (7).

Richtige Lösungen unserer Rätsel aus Band 6, Jahrgang 1926 trafen nach Redaktionschluß von Band 7, Jahrgang 1926 ein, so daß sie in diesen Band nicht mehr aufgenommen werden konnten, von: Hans Alterthum, B. (7); Adolf Bernhard, D. (8); Theodor Delić, B. (7); Hans Eisentraut, D. (5); Käthe Falk, L. (4); Adolf Fritz, H (6); Reinhold Giesemann, A. (8); Erna Gittermann, H. (9); Eugen Heitlinger, Pf. (1); Anna Hopfer, B. (11); Elli Kühnle, St. (10); Guido Lange, S. (8); Doris Lohner, U. (5); Paul Lösche, P. (8); Lotte Matzanke, C (5); Lotti Morchel, P. (10); Ernel Namtek, St. (11); Carl Spövlein B. (5); Ernst Thiele, B. (10); Leo Vollrath, K. (7); Jakl Wawro, K. (5); Liesel Ziemendorf, M. (5); Gretel Ziesecke, B. (9); Franz Zinke, T. (10).

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart, in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4



Romane beliebter Autoren

Wilhelmine von Hillern

Am Kreuz

Ein Passionsroman aus Oberammergau. 18.—20. Aufl. In Ganzleinenband Rm. 6.—; in Halbleder geb. Rm. 14.—

Die Verfasserin bietet darin eine dichterische Darstellung der Oberammergauer Passionsspiele. Die hinreißende Gewalt der Sprache, die wahrhaft künstlerisch durchgeführte Handlung, eine Seelenmalerei, welche dem Leser — oft gegen seinen Willen — das Herz rührt, vereinen sich, das Werk hoch über das Maß des Alltäglichen zu erheben. Dieser Roman ist für alle Gebildeten von höchstem Interesse.

Aus eigener Kraft

Roman. 11.—13. Auflage. Gebunden Rm. 6.50

Diese Geschichte des Werdens aus eigener Kraft fesselt und erhebt, sie ist der Roman der Tat, vorbildlich und anfeuernd.

Adolf Wilbrandt

Hiddensee

Roman. 6. Auflage. Gebunden Rm. 4.50

Die kleine stille Ostsee-Insel bildet den Hintergrund für die Schicksale einer Schar von Menschen, die in der Größe der Natur sich zu neuem Leben zusammenfinden wollen.

Herman Schmid

Der Kanzler von Tirol

Geschichtlicher Roman. 3. Aufl. In Ganzleinenband Rm. 6.50

Herman Schmid hat in seinem »Kanzler von Tirol« mit außerordentlichem Geschick die Elemente der Geschichte mit der Romantik der Dichtnng und der Tragik des Tiroler Staatsmannes Wilhelm Biener zu einem Werk verbunden, das immer als einer der wirkungssichersten und auch besten geschichtlichen Tiroler Romane gelten wird.

Zu haben in allen Buchhandlungen



